



KURT HOGL

Andechs

BAYERN'S HEILIGER BERG

Frömmigkeit ist verdächtig heutzutage. Und ein Buch über Andechs läßt Frömmigkeit vermuten; beim Thema jedenfalls, beim Autor wahrscheinlich.

BAYERN'S HEILIGER BERG — auch Heiligkeit scheint rar geworden zu sein in unseren Tagen. Oder ist es so, daß es der Heiligkeit ergeht wie der Frömmigkeit! Sind sie so modern geworden, daß sie unkenntlich bleiben für die Zeitgenossen?

Ein Buch über Andechs also, das bayerische Frömmigkeit zum heiligen Berg des Volkes und des Landes gemacht hat. Ein Buch zunächst über das Land rund um den Ammersee, der immer und wohl auch noch heute beidem förderlich ist: der Kunst und der Frömmigkeit; der Kultur also, wenn man diese kühne Addition vorzunehmen gewillt ist.

Über die Grafen von Andechs dann, die ein knappes Jahrhundert aus regionaler Enge, aus bayerischer Eigenbrötelei, aus deutschem Nationalismus hinausführte in europäische Weite.

---

Umschlagbild Fr. Wunibald OSB  
aus dem Kloster Andechs (1880).  
Umschlaggestaltung Paul Günther,  
Augsburg







# LANDSPERG

LECH FI






AMBR

LACU

AMMER

SEE



Digitized by the Internet Archive  
in 2024

<https://archive.org/details/andechsbayernshe0000joha>



KURT HOGL · ANDECHS

*Meinen Eltern*



KURT HOGL

# ANDECHS

Bayerns heiliger Berg

VERLAG WINFRIED-WERK AUGSBURG

1. Auflage 1969

Printed in Germany 1969. © by Verlag Winfried-Werk GmbH, Augsburg, 1969. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, sowie alle Nebenrechte, vorbehalten Verlag Winfried-Werk GmbH, Augsburg. Druck Augsburger Druck- und Verlagshaus GmbH vorm. Haas & Grabherr, Augsburg. Klischees Graphische Kunstanstalt Eckert, Augsburg. Umschlaggestaltung Paul Günther, Augsburg. Zeichnungen Christiane Langer-Philippsen, München.



## DER INHALT

GELEITWORT	7
I. DER SPAZIERGANG oder Liebe auf Entfernung (Kein Vorwort)	9
II. DER AMMERSEE oder Ein Thema mit Variationen	13
III. DIE VON ANDECHS oder Die Heiligen und die Sünder	24
IV. DER SCHATZ VON ANDECHS oder Eine Kirchenmaus und die hohe Politik	50
V. DAS KLOSTER AUF DEM HEILIGEN BERG oder „Eigen für alle Zeiten . . .“	62
VI. DER DREISSIGJÄHRIGE KRIEG oder „Ein Wunder, dieser Maurus!“	75
VII. VOM BRAND BIS ZUM „HIMMEL VON ANDECHS“ oder Und alles weil ein Schlüssel fehlte	97

VIII. DIE SÄKULARISATION	
oder	
„Ich dachte an die alten Tage“	122
IX. DIE KAPLÄNE DES HERZOGS	
oder	
Von den Äbten	139
Marginalien zur Geschichte des Klosters Andechs	
X. ANDECHS WIEDER EIN BENEDIKTINERKLOSTER	
oder	
Der Großvater hat es nicht gewollt	163
XI. VON DER WALLFAHRT	
oder	
Was die Seele zusammenhält	173
XII. HEILIGER ST. FLORIAN	
oder	
Berge, Bier, Barock (nicht nur ein Nachwort)	188
ZEITTADEL	199
LITERATUR	205
BILDVERZEICHNIS	207



*Lieber Leser,*

*wenn Sie es so machen wie ich zumeist, dann haben Sie, bevor Sie ein Vorwort lesen, zuerst hin und her blätternd ein wenig in dieses Buch hineingeschmeckt. Und dann haben Sie sich gewiß vom Autor schon längst verführen lassen, an seiner fröhlichen Wanderung hin zum Andechser Berg und quer durch seine Geschichte teilzunehmen. So bedarf es kaum besonderer Worte, um Sie zu dieser geistigen Wallfahrt einzuladen und Sie von seiten unseres Andechser Klosters auf dem Heiligen Berg willkommen zu heißen.*

*Aber vielleicht stellen sich auf dem Weg doch manche Bedenken ein. Wallfahrt zu einem Heiligen Berg — ist das heute noch möglich? Unser aufgeklärtes Zeitalter ist mißtrauisch gegenüber allen Erhebungen aus der profanen Welt. Ist nicht das Göttliche überall, keineswegs an besondere Stätten und Zeiten gebunden? Aber wer einen Sinn für Landschaft hat, den schaudert vor nichts mehr als vor der totalen Einebnung. Geschichte lebt immer vom Besonderen, von der Erhebung einzelner Taten, Ereignissen und Persönlichkeiten. Das Einzigartige wird geschichtsmächtig, weil es Beispiel wird, Fingerzeig für das Handeln und für die Entscheidungen anderer.*

*Der heilige Schatz von Andechs etwa, seine Heiligland-Reliquien und die Erinnerungsstücke an Heilige verschiedener Jahrhunderte, machen sichtbar, daß Gott den Menschen wahrhaftig begegnet, einmalig in Jesus von Nazareth, immer wieder im Leben der Menschen. Das Leben der Menschen treibt nicht einfach dahin, sondern ist akzentuiert durch die Erhebungen solcher Begegnung und hat in ihr das Ziel.*

*Wenn wir also in die Geschichte von Andechs zurückwandern, dann nicht, um eine belanglose Reise in die Vergangenheit zu tun, sondern um unseren eigenen geschichtlichen Weg besser zu verstehen und zu bestehen: weil wir sehen, wie sich auch hier hochgemutes Planen und menschliche Erbärmlichkeit, Gutes und Schlechtes begegnen und ablösen, und wie doch im Vergehen und Verfallen menschlicher*

*Geschlechter und Kulturen das Zeichen des Heiligen bleibt, das Sinn und Ziel des Lebens verheißt.*

*Wallfahrt zu einem Heiligen Berg — geht es im Rokokojubel seiner Kirche, geht es rund um Andechs, geht es auch in diesem Buch dafür nicht allzu heiter zu? Als man Haydn fragte, warum seine Messen so fröhlich, fast lustig wären, antwortete er: weil, wenn ich an den lieben Gott denke, ich so unbeschreiblich froh werde. Es ist eine Lebensfrage für den heutigen Menschen, ob er in seiner Welt noch etwas Schönes und Gutes und Frohes finden kann. Andechs mag uns vielleicht lehren, daß man dazu so etwas wie eine Wallfahrt antreten muß. Der Mensch muß sich auf den Weg machen, mit etwas Mühe aufsteigen, im Gehen ein anderer werden, das viele Eigene zurücklassen, offen werden für das, was man nicht erraffen und machen, sondern nur sich schenken lassen kann. Wenn aber oben auf dem Berg das Schöne sich auftut, dann soll das mit Frieden und Freude erfüllte Herz es auch im Tal des Alltags neu entdecken.*

*Das jedenfalls wünsche ich jedem Besucher des Heiligen Berges, besonders auch dem, der ihn mit diesem Buch erwandert.*

*Andechs im Frühjahr 1969*

*Dr. Odilo Lechner OSB*

*Abt von St. Bonifaz und Andechs*

## DER SPAZIERGANG oder Liebe auf Entfernung

*Kein Vorwort*

Im Frühling sollte man keine Bücher schreiben. Man darf müde sein im Frühling, über den Föhn darf man klagen, ja man ist beinahe verpflichtet dazu, will man ernst genommen werden in Bayern. Daß die Schonzeit der Hechte und der Forellen bald vorbei ist, darüber darf man sich freuen. Man sollte sogar ein paar Tage Urlaub nehmen, um rechtschaffen faul sein zu dürfen. Aber Bücher schreiben sollte man nicht. Der Frühling ist eine Jahreszeit zum Planen und zum Spintisieren, keine Zeit, große Taten zu vollbringen. Verleger aber sind Wirtschaftsleute und haben somit andere Gezeiten. So kommt es, daß Bücher auch im Frühling geschrieben werden.

Das erste Kapitel, wenn auch hier als Vorwort verleugnet, ist zumeist eine Waage, auf die jeder Autor seine Anliegen zu legen pflegt. Für den „geneigten Leser“, wie es dann gerne heißt. Und man legt da alles ab: Zugeständnisse und Entschuldigung, Eingeständnisse und Erinnerung. Alles, was einem im weiteren Verlauf des Buches untersagt ist, vom Thema her oder vom Verleger.

Der Leser könnte sich also, wenn er nicht besonders geneigt oder neugierig ist, dieses erste Kapitel ersparen und mit dem zweiten beginnen (wenn schon der Autor es nicht fertigbrachte, darauf zu verzichten).

Erinnerungen liegen oft gar nicht weit zurück, um alt zu sein. Erinnerung altert schnell und bisweilen kann sie recht aufsässig sein.

Die Erinnerung ist etwas mehr als zehn Jahre alt: ich war Schüler am Gym-

nasium der Benediktiner von St. Ottilien; das alte Andechs den Schülern des jungen St. Ottilien ein beliebtes Ausflugsziel. Gegenstand von Erinnerung hier ist der Bug eines mächtigen Schiffes, ein Kirchturm sein Mast. Ein Schiff, auf dem Ammersee liegend, verankert am östlichen Ufer. Der Deutschlehrer damals hielt dieses Bild nicht für sonderlich geglückt. Das war in einem jener Aufsätze, die nach einem Ausflug unvermeidlich auf den Schüler zukamen. Wermutstropfen im Freudenbecher eines schulfreien Tages. Doch Lyrik läßt sich schwer verkaufen; Schüler und Verleger wissen das: Andechs als Schiff im Schüleraufsatz stieß auf das Riff germanistischen Unverständnisses und erlitt Schiffbruch. —

St. Ottilien liegt über einem Moor. Auf einer Anhöhe, die sicherlich die Eiszeit geschaffen hat. Die Eiszeit ist für mancherlei verantwortlich in diesen Gegenden am Rande des Ammersees. Moore gehören der Urzeit an, auch wenn man sie nach altem Benediktinerbrauch rodet, wie die Ottilianer Mönche zu Beginn dieses Jahrhunderts es getan. Um die Jahrhundertwende: ein junges Kloster also, viel zu jung, um glaubwürdig zu sein als Benediktinerkloster in Bayern. Sie hatten es entsprechend schwer, sich glaubhaft zu machen im Angesicht der Jahrhunderte von Niederalteich und Tegernsee. Und ein Missionskloster gar. Man duldete sie eben. Daß sie heute, zusammen mit ihren Töchterklöstern in Bayern, bedeutender sind als so manche Benediktinerabtei in Süddeutschland — die Demut verbietet es, damit zu renommieren. —

Schüler von Benediktinern gewesen zu sein, ist kein Verdienst. Schüler haben keinen Willen zuerst, sondern Eltern und dann Lehrer. Der Wille kommt später, und da ist man ohnehin schon, mehr oder weniger, ein Benediktiner. Das ist keine Frage des späteren Standes, sondern der Lebenshaltung. —

Es sollte verständlich sein, wenn der Autor in seinem ersten Buch sich des recht materiellen Interesses für Andechs schämt, das der Schüler einst zeigte; jedoch geistige und kulturelle Bedürfnisse und Neigungen werden bei Gymnasiasten so weitgehend von Thukydides, Cicero, Faust II und Shakespeare in Anspruch



genommen, daß die Musen außerhalb des Schulzimmers zumeist schweigen. Die Klosterwirtschaft lag, und es wird wohl noch so sein, im Weichbild der Abtei. Wenn auch außerhalb der Mauern. Das schreibt sich so leicht; die Gesetze waren streng, die Regel des heiligen Benedikt Gesetz, auch für ottilianische Schüler des Benediktinergymnasiums. Die Überwindung der Mauer, wenn auch durch eines der Tore, galt somit als Abenteuer. Das Andechser Bier, aus dem Krug getrunken, dunkel und schwer und schlaffördernd, im Hinterzimmer der ottilianischen Klosterwirtschaft von der Bedienung gereicht mit „Prost meine Herrn“, einer Titulierung, die allein schon das Besondere des Abends ausmachen konnte, und deren die Lehrer sich erst kurz vor dem Abitur zu besinnen pflegten. Lag das Kloster auch nicht im ehemaligen Herrschaftsgebiet der Andechser Mönche, so versorgten die Benediktiner vom heiligen Berg den Tisch der Mitbrüder des heiligen Benedikt von St. Ottilien doch mit dem bekanntesten Erzeugnis ihres Klosters. Und die Vorliebe für dasselbe Bier gilt in Bayern gleich viel wie anderswo eine Blutsbrüderschaft. —

Spaziergänge gehören zu internierten Schülern wie Homer zum humanistischen Gymnasium. Ein Weg führt nach Eresing. Daß an der Kirche dieser Nachbargemeinde Dominikus Zimmermann mitgearbeitet habe, wußte mancher Schüler, ehe er die Wies nur von fern gesehen hatte. Und daß die Andechser einmal in Eresing waren, war in Erfahrung zu bringen. Geschichte gehörte zum Pflichtfach eines solchen Spaziergangs. Der Geschichte begegnet man in diesem Winkel bei jedem Schritt. Man ging darüber hinweg. Daß sie einem heute den Kopf wirr zu machen vermag, liegt nicht an der Geschichte. Der Weg von Eresing nach Windach. Eine Bundesstraße drängt mittlerweile sich dazwischen; schnell und uninteressiert. Diese Straße, die alte. An guten Tagen, an föhnigen, hell-sichtigen schien sie direkt auf den Berg Andechs zu führen. Liebe auf Entfernung; vorbehalten den oberen Klassen, Dampferfahrt eingeschlossen und Brotzeit bei den Schwestern in Schondorf. —

Andechs, Ziel erst, als aus den Spaziergängern Oberkläßler geworden; der Spa-

ziergang avancierte zum Ausflug. Am 1. Mai. Was anderes sollen Benediktiner-schüler mit einem gebotenen Feiertag wie dem ersten Mai sonst anfangen! Den Fußwallfahrern nicht unähnlich, zumindest was die körperlichen Anstrengungen anging, zog man also los: über Windach und durch die gräberbelasteten Wälder um Greifenberg. Der Ammersee, das Kiental — Andechs Erinnerungen können aufsässig sein. Man sollte trachten, sie loszuwerden.



*Stiftskirche Diessen  
Engel*

## DER AMMERSEE

oder

### Ein Thema mit Variationen

Das Thema ist der See. Die Geschichte, die sich ansiedelte um ihn herum, die Menschen und ihr Schicksal — die Variationen.

Das Thema läßt Betrachtungsweisen mancherlei Art zu: lyrische, denn der See zieht die Dichter an und provoziert Lyrik, „lebenslänglich und hoffnungslos“, wie Martin Walser am Bodensee es beobachten muß. Da ist dann von den weißen Segeln die Rede, die den See bevölkern, sein Blau unruhig machen und bayerisch, wie die Wolken den Himmel an föhnigen Tagen: weiß und blau. Es ist eine bayerische Landschaft wie sie im Buche steht (und in den Prospekten des Fremdenverkehrs). Milde bewaldete Hügel, Teiche und Tümpel und Moore. Andechs gibt sich distanziert als gehörte es nicht so ganz zu diesem See: wie ein Wallgraben schiebt sich das Kiental zwischen den heiligen Berg und die ihm vorgelagerten Hügel. Die Diessener Kirche scheint seefreundlicher zu sein: einem riesigen Ankerplatz gleich schiebt sich ihr Körper dem See zu. Wie eine silbrige Seifenblase, die sich nicht entschließen kann zu platzen, schwebt die Kugel von Raisting über dem Moor. Als abschließende Kulisse stehen die Berge im Süden. Eine Landschaft, die Menschen schon früh locken mußte, darin zu siedeln. Wenn man einem Fremden zeigen wollte: so ist Bayern, müßte man ihn auf den Peißenberg führen oder auf den Berg Andechs und ihn vom Kirchturm schauen lassen: nach Diessen hinüber und ins alte Wessobrunn, hinunter nach Polling und auf das seltsame Ei von Raisting — das zwanzigste Jahrhundert und die Jahrhunderte. Hier war man immer selbstsicher genug und weltläufig dabei, um sich

vom Großartigen nicht erdrücken zu lassen und über das Neue nicht zu erschrecken. So kommen die Menschen also seit Jahrhunderten und zu Tausenden, zu schauen und zu wohnen.

Man kann das Thema geschichtlich sehen und landschaftsbetrachtend, oder von der Geologie her.

Beispielsweise leitet ein Studienrat A. Stauber sein Büchlein „Der Ammersee in grauer Vorzeit“ wie folgt ein:

„Der Ammersee bildet, wie der Starnberger See, eine kostbare Perle landschaftlicher Schönheit in unserem deutschen Alpenvorlande. Noch vor zwanzig Jahren kaum genannt und wenig besucht, findet er jetzt mit der Zunahme der Verkehrserleichterung und der Reiselust mehr und mehr Besucher und Anerkennung seiner Reize. Und wenn man ihm nicht volle Gleichberechtigung mit seinem von der Etikette bevorzugten Bruder an der Würm zugestehen will, so steht er doch an historischen und vorhistorischen Erinnerungen und Überresten demselben gewiß nicht nach.“

Jugendstil-Zeichnungen schmücken diese Zeilen und weisen den Beitrag füglich an die Schwelle unseres Jahrhunderts, was den Reiz dieser Betrachtungsweise nicht unbedingt zu mindern braucht.

Eine Sage erzählt: Drei Jungfrauen wollten ein großes Moos bebauen. Das Wasser erschwerte ihnen die Arbeit und sie sprachen frevelhaft den Wunsch aus, das Moos möge zum See werden. Der Wunsch ging in Erfüllung: der Ammersee war entstanden.

Geologen sind Wissenschaftler und werden also lächeln über diese Sage, um dann gleich darauf den Beweis anzutreten, daß die Geschichte umgekehrt gewesen sein muß:

Am Anfang war das Wasser, das vor guten zehntausend Jahren, in der letzten Eiszeit, einen Graben ausfüllte, den ein Gletscher hinterlassen hatte. Der See ließ sich Zeit mit dem Moos. Man läßt ihm genügend Zeit auch weiterhin, runde zwanzigtausend Jahre, so meinen die Wissenschaftler, bis er ganz verlandet sein



wird. Zum Leidwesen der Fische und der Fischer und zur Freude der Landwirtschaft und der Makler, die sicherlich auch dieses Moos dann trockenlegen werden —, wenn nicht eine neue Eiszeit sie daran hindert.

Die Urzeit ist Gegenwart geblieben hier am See; nicht urtümlich und gewaltig, in Kleinigkeiten vielmehr: in den Mooren und deren Vegetation, im silbrig flirrenden Wollgras, in der skurrilen Blüte einer Orchidee, in den von Insektenlarven zerfurchten Steinen der Ufer. Schmale und harmlose Erinnerung an die Ströme der Eiszeit: Bäche, die dem See spärlich nur Wasser zuführen. Wasserläufe, die im Westen häufiger sich finden, seltener am östlichen Ufer, die Hänge entwässern und sie siedlungsreif machten. Jeder Ort am westlichen See hat seinen „Hausbach“. Es liegt an den fehlenden Bächen, wenn drüben im Osten das Ufer dünner besiedelt ist. Denn die Hauptsache ist das Wasser hier am See: sein Fehlen oder seine Fülle. Wasser ist die Hauptsache für die Fischer und die Bauern, für die Bauherren und für den Fremdenverkehr. Und für die Geschichte.

Das römische Wort „amnis“ stand Pate, als die Ammer ihren Namen bekam. Um die Römer kommt man nicht herum in dieser Gegend, nirgendwo: die Heerstraße im Norden des Sees den Ammersee berührend auf dem Wege von Augsburg nach Salzburg; von Süden kam die Straße aus Partenkirchen. Pähl war ein Knotenpunkt früher Besiedlungsgeschichte und eine Kreuzung zweier Straßen; Raisting schließlich verdankt eine frühe Bedeutung ebenfalls der Trassenführung römischer Straßenbauer.

Die Erdgeschichte jedoch ist schuld daran, daß im Norden und Süden die Geschichte zurückwich vom Ufer des Sees: Moore legten sich zwischen die Ortschaften und den See. Der Ammersee hat nur zwei Ufer, die der Rede wert sind, wenn man so sagen darf: eines im Osten und das westliche. Straße und Fluß, See und Moor haben Stegen am schmalen Nordufer daran gehindert, mehr aus sich zu machen. Es ist ein Name geblieben; ein paar Häuser, Rastplatz allenfalls für Autofahrer und für Schiffe. Rastplatz schon vor Zeiten: das alte Hofgut der bayerischen Herzöge war ein beliebter Ort für Seefeste, wenn die Jagd

zu Ende war und die Strecke nach einem Umtrunk verlangte. Von Stegen aus fuhr mit einem Riesenfloß der Kurfürst Karl Albert, der seinem Vater Max Emanuel, dem Türkenbesieger, an Prachtliebe nicht nachstand, mit seinem Hofstaat unter laubgeschmückten Zelten in den See, Sauen und Hirsche abzuschießen, die seine Treiber ins Wasser gehetzt hatten. Mit Pauken und Trompeten wurde jeder Treffer, wie der Chronist zu vermerken nicht vergaß, mit gebührendem Lärm gefeiert.

Es waren Mönche des Klosters Andechs, die in der Stegener Wirtschaft dem Kurfürsten und seinen Gästen zu Diensten waren. Die Andechser Benediktiner waren es auch, die, ein paar hundert Meter weiter, kurz vor dem Dorf Eching, auf der Vorläuferin der heutigen Bundesstraße, den Reisenden früherer Zeiten Wegzoll abverlangten.

Unterschondorf war einmal ein Fischerdorf; kein sehr wohlhabendes, so daß die von Oberschondorf immer ein bißchen hochnäsiger auf die Seeanwohner herunterschaute. Wenn der See und die Fische gar zu launisch waren, suchte man das Einkommen aufzubessern mit dem Verkauf von Wacholderbeer-Mus und Rosenkränzen. Wilhelm Leibl, der Maler, wohnte eine Zeit lang hier und der Komponist Hans Pfitzner. Und Wilhelm von Kobell malte im unteren Dorf eines seiner schönsten Bilder, „Schondorf am Ammersee“. Die Idylle ist einer erträglichen Betriebsamkeit gewichen, in deren Mitte unbeweglich die alte Kirche steht, erhaben auf einem vor vielen Jahrhunderten aufgeschütteten Erdhügel: romanisch, ein mächtiger Körper aus Quadersteinen, die barocke Zwiebel darüber als heiterer Kontrapunkt. Der romanische Kruzifixus im Kirchenraum trägt eine königliche Krone, geheimnisbeladen und alt wie diese älteste Kirche am See.

Die Uttinger waren eigenwillige Leute, früher jedenfalls: sie waren nicht gewillt, sich unter das sprichwörtlich sanfte Joch des benediktinischen Krumstabs von Andechs zu beugen, und der Chronist des Klosters, das manche Besitzung in Utting hatte, weiß von viel Ärger zu berichten, den die Äbte mit den Uttinger Bauern und Fischern über Jahrhunderte hatten.

Holzhausen, so versichert mancher Schriftsteller früherer Jahre, sei besonders schön im Frühling, „wenn die Häuser ganz unter blühenden Bäumen verschwinden, wenn unten im Tal grüne Wiesen voller Blumen bis zu dem dunklen, weiten See hin sich erstrecken.“ Es gab eine Zeit, da hatte eine ganze Kolonie von Künstlern hier ihre Ateliers: Erler, Thöny, Münzer, Georgi und Pietzsch wohnten in und um Holzhausen.

Auf einem Schimmel scheint ein jugendlicher St. Georg aus dem Altarstück der Georgskapelle von Rieden dem Besucher entgegenzureiten. An einem Seitenaltar ein Holzbild mit der „Himmelsmühle“; darunter liest man, bäuerlich in Frömmigkeit und Vers, das Gedicht:

„Wan der sack von Sünd ist vol  
So kumt den schwer an der ihn dragen sol  
Wan er ohne Bues kommt zu der mill  
So wird er haben der straffen vill.  
Wer anderst als guets koren thuet dragen  
Der wirt in die Höll hinein geschlagen.  
Der nichts als läres stro thuet bringen  
Den wirt gott in das ewige feuer machen springen.  
Welcher aus dem koren das beste suebt  
Zu der ewigen Hochzeit wirt er berueft.“

Ist man bis Riederau gekommen, hat man es eilig, Diessen zu erreichen; Orte wie St. Alban kommen zu kurz, wenn eine Attraktion wie Diessen so nahe bei ihnen zu locken vermag.

Ein unterirdischer Gang, so will es eine Sage und der Glauben des Volkes, verbindet die Diessener Johanneskirche mit der Wallfahrtskirche auf dem Berg Andechs. Das Volk münzte in eine Sage um, was die Geschichte bestätigt: der Anfang von Andechs ist in Diessen zu suchen. In St. Georgen eigentlich, wenn man genau sein will, dem viel älteren Ortsteil von Diessen, wo das Geschlecht



der Grafen von Diessen eine Burg hatte und die Chorherren später ihr erstes Stift.

„Obwohl diese Kirche im Barockstil verunziert ist, birgt ihr Inneres doch noch manches Wahrzeichen aus großer Zeit.“ Der das über die Stiftskirche von Diessen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb, war kein geringerer als der geistreiche Karl Stieler. Ohne Zweifel meinte der Dichter mit den „Wahrzeichen aus großer Zeit“ die Gräber der Andechser Grafenfamilie, die sich ihr Familienkloster zum Begräbnisplatz gewählt hatten. Berthold III. fand hier seine Ruhestätte und der Größte des Geschlechts, der vierte Berthold, Herzog von Meranien und Markgraf von Istrien. Über ihren Gräbern wölbt sich die Kirche von Diessen, der „neue Himmel von Diessen“, wie der Stiftsherr dall’Abaco das Deckengemälde mit den Heiligen und Seligen aus dem Andechser Geschlecht sehen wollte.

Diessen ist sich treu geblieben bis heute: das Vordergründige ist heiter mit seiner Künstlerkolonie, mit Töpfereiwerkstätten und Zinngießereien, Handwerkszweigen, die nirgendwo hier am See besser hinpassen könnten als in diese südwestliche Ecke. Hintergründig ist seine Geschichte. Vielleicht war das schon damals so vor rund achthundert Jahren. Diessen hat seine eigene Art: ein wenig weich, ein bißchen melancholisch, sehr künstlerisch, bayerisch-artifiziert, doch gar nicht artig, sehr föhning — nichts für Politiker und solche, die es werden wollen. Vielleicht, wie schon gesagt, zog es die Diessener Grafenfamilie, die sich dann Andechser nannten, weg von hier, als sie sich aufmachten, an der europäischen Geschichte mitzuschreiben; weg vom See, der milde stimmt und unpolitisch.

Hier im alten St. Georgen wohnt der so ausgeprägt bayerische Musiker Carl Orff. Am Nordostende des Sees, in Inning, lebt sein Schüler Werner Egk; auch ein bayerischer Komponist. Das paßt ganz gut, möchte man meinen: der weltläufige Egk an der Peripherie des Sees, der einheimische Orff, der Bayern so liebt, daß er es selten nur verläßt; er hat sich niedergelassen im Herzen der Landschaft.



*Stiftskirche  
Diessen*

Überhaupt, das Große ist nicht vordergründig in dieser Landschaft; und das Größte versteckt: Wessobrunn liegt hinter den Bergen, die hier Hügel sind, vor Zeiten aufgeschüttet, sanfte Wellen, die dem Gewoge des Gebirges dahinter Wucht zu geben vermögen. Wessobrunn: die Mutter aller Klöster hier im Pfaffenwinkel. Die Thassilolinde und der Turm der alten Kirche, wuchtig und prall, aufgeführt im Gestein der Urzeit, so daß der Volksmund ihn „Heidenturm“ nannte; so unchristlich gewaltig schien er den Menschen. Dieser romanische Turm und der leidende Christus aus der späten Romanik, sie sind die beinahe einzigen

Zeugen, von ein paar Säulenresten abgesehen, die man von der alten Kirche ließ, als man den Ernst und die Strenge des Mittelalters nicht mehr ertragen konnte im heiteren, das Licht und den Raum liebenden 18. Jahrhundert. Daß es dem säkularisierenden 19. Jahrhundert mit dem Barock und dem Rokoko ganz ähnlich erging, das ist das Tragische am sich wandelnden Geschmack der Menschen und an ihrem religiösen Empfinden. Aber dieses Wessobrunn hat auch Literaturgeschichte gemacht:

„Das erfragte ich von den Leuten — als der Wunder größtes,  
daß die Erde nicht war noch der Himmel darüber,  
noch Baum, noch Berg nicht war, noch sonst ein Ding,  
daß die Sonne nicht schien, — noch der Mond leuchtete, —  
noch der herrliche See.  
Als da gar nichts war, weder Anfang noch Ende,  
da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildesten,  
und da waren bei ihm auch manch gütige Geister.  
Gott, Du Heiliger, Gott, Du Allmächtiger,  
Du schufest Himmel und Erde,  
und den Menschen gabst Du manch Gutes,  
gib mir in Deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen,  
Vernunft und Klugheit, und Kraft den Teufeln zu widerstehen,  
Arges zu meiden und Deinen Willen zu wirken.“

Das „Wessobrunner Gebet“, Ursprache gewaltig und eigenartig, dem Deutschen noch fremd, dem Lateinischen verwandter, fremd auch noch in der Übertragung wie die Reste früherer Größe, die das 19. Jahrhundert noch übrig ließ von Wessobrunn. Reste, geblieben im Stuck Hunderter von Kirchen dieser Gegend. Die Straße ist jung und ein Unikum im Gewirr der Römerstraßen um den Ammersee: diese Straße, die von Diessen nach Fischen führt, sie wurde aufgeschüttet, als aus dem südlichen See endgültig Land zu werden begann. Im Moos

um Fischen herum fand sich manches Relikt aus alter Zeit, aus der Zeit der Lechfeld-Schlacht beispielsweise, als bayerische Krieger und Bauern versprengte Haufen des geschlagenen Heers mit Mann und Roß in die Sümpfe des Sees jagten. Viele kleine Hufeisen haben die Entwässerungsarbeiten im Ammermoos ans Tageslicht gebracht, Hufeisen der kleinen hunnischen Pferde.

„Im ganzen Seegebiet ist dieser Winkel vielleicht die vollendetste Idylle. Einsam liegt das Ufer mit seinen weißen Kieseln, kein Menschenlärm stört seine Ruhe.“ Auch das schrieb Karl Stieler vor etwa achtzig Jahren; es ist von Herrsching die Rede, dem heutzutage vorgeschobenen Stützpunkt Münchens am See. Boshafte Leute, Bewohner des westlichen Ufers zumal, meinen allerdings, daß schon zur Schwedenzeit, als die Bewohner von Herrsching die eingedrungenen feindlichen Schweden wie Gäste behandelten, was ein Andechser Chronist tadelnd vermerkt, daß im Dreißigjährigen Krieg also schon die Herrschinger den Fremdenverkehr für sich entdeckt hätten.

Indeß, der Ordnung halber sei es vermerkt: hüben wie drüben weiß man auch heute noch die Ruhe zu schätzen. Gegen neun Uhr gehen die Bahnhöfe schlafen östlich des Sees genauso wie am westlichen Ufer. Die Straße hält sich fern vom See; die großen Städte sind nahe genug der Annehmlichkeit, dem Auge und dem Ruhesuchenden genügend fern, daß sie nicht stören.

Inning liegt ein wenig, wenn es zu vermerken gestattet ist, im toten Winkel. Man kennt den Kirchturm und das Ortsschild, meist aber nicht die prächtige Innenausstattung des Gotteshauses vom Wessobrunner Thassilo Zöpf — und nicht die späte Schönheit des klassizismusnahen Rokoko.

Vor Zeiten, und das ist noch gar nicht so lange her, konnte man von Stegen aus per Dampfer nach Grafrath gelangen, „an Feiertagen“, so heißt es in einer aus den zwanziger Jahren stammenden Mitteilung für den Fahrgast, „fährt das große, 200 PS starke Boot“. Auch Grafrath lag einst am Ammersee. Wenn die Amper Hochwasser führt, das Moos sich vollgesaugt hat mit Wasser und wieder zum See wird, dann liegt die Kirche des seligen Rasso da wie auf einer Insel.





*Wallfahrtskirche St. Rasso-Grafrath*

Nicht jeder Ort macht es heimatkundebeflissenen Besuchern so leicht mit seinem Namen wie die Gründung des Rasso. Da liegt er also, in der Mitte des Hochaltars, den Johann Baptist Straub zur Rokokozeit ihm auftürmte auf Betreiben des Diessener Propstes Herkulan Karg: der heilige Riese Rasso. Hier soll er im Jahre 954, ein Jahr ehe sein Freund der Bischof Ulrich sich gegen die Ungarn stellte, gestorben und begraben worden sein; in seinem Kloster „Werd“, das er

an jener Stelle gründete, wo seine weggeschleuderte Lanze stecken blieb. Bald nach seinem Tod, so heißt es weiter in der Legende, sei das Kloster von den Ungarn zerstört worden.

Eine Grabplatte im Kirchenschiff, die anzeigt, wo sich früher das Grab des großen Rasso befand, verkündet: „Hie liegt begraben d. edel fürst u. Graf sant Rasso.“ So hat das Volk ihn in Erinnerung und Glauben: der große Held, der Vater eines mächtigen Geschlechts, den jeder anschauen kann in seinem gläsernen Sarg. So mag es das Volk: daß man seine Heiligen kennt, sie sehen kann und bewundern. Man liebt das Handgreifliche in diesem Land. Geist und Frömmigkeit und eben diese Vorliebe für die handfesten Dinge findet man nicht überall so schön beisammen wie hier in Grafrath und im Land rund um den See.

### III

## DIE VON ANDECHS

oder

## Die Heiligen und die Sünder

Uns ist in alten maeren wonders vil geseit  
von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit,  
von frôuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,  
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

Die vier Zeilen aus dem beginnenden „Nibelungenlied“, sie könnten das Leitmotiv sein im Schicksalslied dieses Geschlechts, derer von Andechs. Von viel Wunderbarem wird die Rede sein, von Mühsal der Helden, von Freuden und Festlichkeiten, von Weinen und Klagen. — Es ist alles vorhanden, was die Phantasie eines ependichtenden Sängers im Mittelalter zu entzünden vermochte: die kühnen Helden und die schönen Frauen, Reichtum und Macht, Stolz und Niedertracht, Haß und Liebe; der Lärm der Schlacht und das zarte Lied und zwei große sich im Wege stehende und bekämpfende Geschlechter.

Ein Zwerg steht am Beginn des Wegs der Nibelungen, ein Riese wirft seinen Schatten auf die ersten Spuren, die das Geschlecht derer von Andechs in der Geschichte hinterlassen hat.

Einen Riesen, Rasso, zum Stammvater, Kaiser Karl den Großen in der Verwandtschaft, eine Reihe von Ahnen, deren erste sich im Dunkel der Geschichte bayerischer Urstämme verlieren. Die Geschichte und ihre Jünger sind uns bisher eine Antwort schuldig geblieben auf die Frage nach dem Woher dieses großen süddeutschen Geschlechts. Sein Weg kommt, soviel glaubt man heute zu wissen,













aus dem Westen und endet irgendwo, den Naturgesetzen zuwider, groß und unübersehbar, aber ebenso abrupt im Osten.

Karl Bosl, der seit Jahren versucht, das Geschlecht der Andechser aus regionaler und nationaler bayerischer Enge heraus in die Weite Europas zu führen, schreibt in seiner Studie „Europäischer Adel im 12./13. Jahrhundert“ über die Frühzeit der Andechser:

„Die Ausgangsposition der Familie lag an einer verkehrsmäßig wichtigen Stelle vor den bayerischen Pässen in das heutige tirolische Inntal und zum Brenner in das Eisacktal; sie besaßen Grafschaften und wichtige Vogteien über Kirchenbesitz im Inn- und Eisacktal, hatten einen starken Einfluß auf das Bistum Brixen und von da Möglichkeiten zum Ausgriff nach dem deutschen Südosten und dem slawischen Südwesten, sowie nach Friaul und Nordost-Oberitalien. Sie entstammten dem westbayerischen Adelsraum des 8. Jahrhunderts, in dem der Einfluß des Herzogs nicht sehr groß war, da seine ursprüngliche Machtgrundlage im Donautal von Kelheim bis Passau und östlich des Inn war, was eine nur von München aus orientierte bayerische Landesgeschichte viel zu wenig sieht und hervorhebt.

Hier gründete der Adel, vorab die Huosi, die Klöster als Zentren der Hausmacht und seiner Kirchenherrschaft; die Klöster dieses frankophilen oder fränkischen Adels gingen, wie wir an Benediktbeuern aber auch an Tegernsee sehen, in den Besitz des fränkisch-deutschen Königs über, aber die Vogtei kam wieder in Adelshände, vorab der Diessen-Andechser seit dem 10. Jahrhundert. Die Klöster dieses Raumes, die an Römerstraßen oder in der Nähe zu ihnen lagen, hatten als Herbergsstationen und Güterzentren vor den bayerischen Alpenpässen eine hochpolitische Funktion... Wer Pässe beherrscht, ist Zünglein an der Waage; von seiner Mithilfe und Loyalität, aber auch seiner Gegnerschaft, hängt viel für politische Aktionen besonders dieser Zeit ab.“

Im späten 10. Jahrhundert beginnt mit einem Grafen Berthold die Wolfratshauser Linie dieses Geschlechts; der zweite Berthold gilt als Ahnherr der Grafen



von Diessen; mit Berthold III. schließlich findet man die Grafen von Andechs bereits im hohen Mittelalter und auf dem Weg zur Macht.

Ein früher Vergleich, den die Geschichte anbietet, drängt sich an dieser Stelle auf; ein Vergleich mit dem später größten und, wie sich zeigen sollte, stärksten Widersacher der Grafen von Andechs: mit dem Hause Wittelsbach. Als Grafen von Scheyern traten sie um die Mitte des 11. Jahrhunderts in die bayerische Geschichte ein. Dann wandelten sie ihre Stammburg Scheyern in ein Kloster um und nannten sich fortan (seit 1115) nach ihrer neuerbauten Burg, Wittelsbacher. Die späteren Grafen von Andechs benannten sich, nach dem Aussterben der Wolfratshauser Linie, dem Namen ihres Hauptsitzes folgend, nur noch Grafen von Diessen. Um das Jahr 1132 ließen sie ihre Burg schleifen, schenkten ihren Stammsitz samt einem darauf errichteten Kloster dem heiligen Stuhl, zogen über den Ammersee und nannten sich nunmehr Grafen von Andechs.

Zu den Besitzverhältnissen der Familie schreibt Karl Bosl: „In den Händen dieser Adelsfamilie lag im 9. Jahrhundert die Herrschaft über die Nordalpenpässe nach Bayern, das Oberinntal — Innsbruck ist eine Gründung der Andechsmeranier um 1180 —, den Brenner, das Pustertal, das Eisacktal bis Bozen, wo die Welfenmacht in den Vintschgau einmündete. In der Mitte des 11. Jahrhunderts griff das Geschlecht nach Westen in den Augstgau, in den welfischen Raum zwischen Lech und Ammersee aus, der an die Isargrafschaft um Wolfratshausen mit den Klöstern Tegernsee und Schäftlarn angeschlossen wurde; wenig später ist die Grafschaft nördlich des Würmsee und am Ende des 11. Jahrhunderts die Huosigaugrafschaft der Sigimare in ihrer Hand; mit letzterer beherrschten sie das Land zwischen Staffelsee, unterer Ammer und Ammersee im Westen, Würmsee im Osten, Karwendel mit Seefeld im Süden und mit den Klöstern Benediktbeuern und Schlehdorf.“

Durch eine kluge Heiratspolitik schufen frühzeitig und mit Weitblick schon die Grafen von Diessen um das Zentrum der Plassenburg bei Kulmbach herum ein fränkisches Territorium, dessen Bewahrung und Ausbau bei späterer systemati-

scher Besetzung des Bamberger Bischofsstuhls durch einen Andechser garantiert wurde.

Und weiter bei Bosl: „Vom Obermaingebiet aus beherrschten die Andechser die Straßen in das Saaletal und in das Vogtland, also nach Mittel- und Norddeutschland. Sie waren auch Vögte der Klöster Banz und Langheim. Aus dem Erbe der Grafen von Formbach gewannen die Andechser an Inn und Donau bei deren Aussterben die Grafschaften Neuburg und Schärding am Inn und Windberg nördlich der Donau bei Vilshofen. Vom Hochstift Brixen trugen sie die Grafschaften Unterinntal und Pustertal zu Lehen, hatten gleichzeitig die Hochstiftsvogtei und die Vogtei über Neustift inne; sie geboten also über den Brenner.“

Schier unübersehbar ist die Zahl der Klöster, die unter der mächtigen Hand und dem Schutz der Andechser zu einer hochmittelalterlichen Blüte gelangen konnten. Genannt seien, für viele andere, die bedeutendsten bayerischen, neben den schon erwähnten Tegernsee und Schäftlarn: Prüfening, Polling, Banz, St. Zeno, Weihenstephan, Wessobrunn, St. Emmeran, St. Ulrich und Afra in Augsburg und Benediktbeuern.

Dieser territorialen Ausdehnung, organisiert durch eine vorzügliche Ministerialenverwaltung, entsprach die politische Aktivität. Zwei Namen nennen Aufstieg und Höhepunkt des Andechser Geschlechtes: Berthold III. (1151—1188) und Berthold IV. (1188—1204). Bei den Kindern des vierten Berthold wächst dem Geschlecht zwar europäische Bedeutung zu, steigt geistliche und weltliche Macht, kulturelle Bedeutsamkeit und kaiserliche Gunst zu Höhepunkten, wie kein anderes süddeutsches Geschlecht der Stauferzeit sie aufweisen kann. — Mit diesen Kindern sinkt aber auch dieser kurzlebige Stern zugleich ab in die Anonymität der Geschichte.

Das gern zitierte Wort von der „Königsnähe“, die den Adel erhöhe, trifft für das Andechser Geschlecht in vollem Maße zu. Man könnte von einer Schicksalsgemeinschaft sprechen zwischen den Grafen von Andechs und dem kaiserlichen

Geschlecht der Staufer: an der Seite der staufischen Kaiser gelangen die Andechser zu europäischer Bedeutung; als sie aus recht eigensüchtigen Gründen die kaiserliche Gefolgschaft verlassen, ist auch ihr Schicksal endgültig besiegelt.

Berthold III. ist der erste der Großen in der Andechser Sippe. Seine „Königsnähe“ ist, wie Heinz Reichel, der an einer umfangreichen Genealogie der Andechser arbeitet, nachweist, „in einem Zeitraum von vierzig Jahren mehr als fünfzigmal in den König- und Kaiserurkunden der Staufer festzustellen“. Schon in den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts befindet sich Berthold unter dem Gefolge des Sachsenkaisers Lothar II. auf dessen letztem Italienzug.

Der eigentliche Aufstieg der Andechser aber beginnt im Zeitalter der Staufer, mit dem Regierungsantritt Konrads III. Zusammen mit dem älteren Bruder Poppo schließt sich Berthold in den Jahren 1147/48 dem Kreuzzug des Königs nach Kleinasien an. Im Sommer 1148 berät er zusammen mit dem deutschen König Konrad III., mit Ludwig VII. von Frankreich und mit Balduin von Flandern, dem Bruder des berühmten Kreuzfahrers Gottfried von Bouillon, die Feldzugspläne. Geradezu sprichwörtlich jedoch wurde die Treue der Andechser als Gefolgsleute und Berater Kaiser Friedrichs I. Es vergeht kaum ein Jahr, das Berthold III. nicht in kaiserlicher Nähe sieht, er ist bei dessen Wahl ebenso dabei, wie bei den Reichs- und Hoftagen des Staufers in Regensburg, Speyer, Bamberg oder Goslar. Man findet den Andechser bei den wichtigsten Italienzügen Barbarossas und beim Achtspruch über Heinrich den Löwen.

Daß er bei der Erhebung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach auf den bayerischen Herzogsthron fehlt, mag eine bereits hier sich zeigende Rivalität zwischen den beiden mächtigsten bayerischen Geschlechtern zum Grund haben. Als Markgraf von Istrien, das er schon 1173 als Reichslehen empfangen hatte, verweigerte er mit Sicherheit dem an Besitz schwächeren Wittelsbacher den Lehenseid. Jedenfalls scheint im Jahr 1186 auch die letzte Abhängigkeit vom bayerischen Herzogtum gelöst zu sein, denn die Andechser erscheinen nun nicht mehr auf den bayerischen Landtagen, sondern nehmen als Reichsfürsten ihren

Sitz auf dem Reichstag wichtiger als die Teilnahme an der bayerischen Vertretung. In Briefen und Urkunden nennen sie sich demonstrativ, wie der Herzog von Bayern „von Gottes Gnaden“. Der Kaiser nämlich hatte schon im Jahr 1180 ihre Verdienste um das Reich mit dem Titel „Herzöge von Meranien“ belohnt, einem Sammelbegriff für die Herrschaft über die „dem Meer zugewandten Landschaften in Dalmatien, Serbien und Kroatien.“

Zwar nahm Berthold III. noch teil an der „Kreuzaufnahme“ auf dem Reichstag in Mainz, aber er starb vor dem dritten Kreuzzug, im Dezember 1188. Sein Sohn Berthold, der als der vierte Träger dieses Namens sein Geschlecht in das 13. Jahrhundert führte, folgte ihm als Herzog von Andechs-Meranien nach. Geschichte und Natur scheinen sich Höhepunkt und Untergang der Andechser aufgehoben zu haben für die Söhne und Töchter dieses Mannes, für „Heilige und Sünder“.

Berthold IV. übernahm mit der Herrschaft auch das Kreuz seines Vaters: am 11. Mai 1189 brachen Kaiser Friedrich I. und sein Heer von Regensburg aus auf zum Kreuzzug ins Heilige Land. Der Andechser kämpfte an hervorragender Stelle im kaiserlichen Heer und übernahm auf Wunsch des Kaisers als Bannerträger einen der insgesamt vier Heerhaufen. Der Chronist hebt seine ungewöhnliche Tapferkeit hervor und rühmt ihn als Bezwinger bulgarischer und türkischer Feinde und als Eroberer der Stadt Berrhoe. Wichtiger aber als das kriegerische Talent schienen dem Kaiser die politischen und diplomatischen Fähigkeiten seines bayerischen Gefolgsmannes zu sein. Der Andechser nahm, wenn man die Quellen richtig deutet, die Stellung eines außenpolitischen Beraters Barbarossas in Ostfragen ein. Hans Reichel meint zu dieser Stellung Herzog Bertholds:

„Zeitweilig übernahm Berthold die Rolle eines vorbereitenden Diplomaten im Dienste des Staufenkaisers. Unter diesem Aspekt muß man Bertholds Unterhandlungen mit dem serbischen Großhupan bei ‚Nissa‘ (= Niš) im Jahre 1189 sehen. Vermutlich wollte also Barbarossa die Andechser als Träger seiner neu-konzipierten Südostpolitik einsetzen, um sie als Helfer sowohl gegen die Mächte

des Balkan als auch gegen die erstarkenden oberitalienischen Städte zu gewinnen. Damit war den Meraniern die Chance einer gegen die Adria ausgreifenden Territorialpolitik gegeben, einer Integration eines neuen Herrschaftsraumes in das Stauferreich. Berthold IV. schien sich von dieser neuen Aufgabe viel versprochen zu haben. Im Jahre 1189 gab er seinen Wunsch bekannt, eine seiner in den deutschen Quellen — soweit ich sehe — nicht namentlich genannten Töchter mit dem Sohn des Großhupans zu vermählen.“ Nicht nur den Namen dieser Tochter, auch den weiteren Verlauf dieses an habsburgische Südost-Politik späterer Jahre gemahnenden Experiments bleibt uns die Geschichte schuldig. Der tragische Tod des Kaisers Friedrich Barbarossa im Fluß Saleph setzte nicht nur diesen Plänen ein frühes Ende. Berthold blieb bis zum endgültigen Abbruch des Kreuzzuges im Sommer 1190 beim Belagerungsheer vor Akkon und kehrte im späten Sommer auf dem Seeweg nach Hause zurück.

Treue zu den Staufern bewahrten er und sein Haus auch weiterhin. Als der große Papst Innozenz III. bei seinem Streben um die Lehenshoheit über das Kaisertum zur Einheit der Kirche Parteigänger zu gewinnen suchte, die seinem Kandidaten, Otto IV. von Braunschweig, den Vorzug gaben vor Philipp von Schwaben, hielt Berthold IV. ohne zu zögern und trotz aller päpstlichen Angebote den Staufern die Treue.

Berthold IV., der bedeutendste der Andechser, starb am 12. August 1204. Er hinterließ außer einem Herrschaftsgebiet, das eines Königs würdig gewesen wäre, neun Kinder. Die Söhne Otto, Heinrich, Berthold und Ekbert — und fünf Töchter: Agnes, Gertrud, Mechthild, Hedwig und eine Tochter unbekannten Namens, die schon erwähnte „Verlobte“ des serbischen Großhupans.

Otto I. wurde Herzog von Meranien. Sein Bruder Ekbert war, als zweiter von drei Andechsern, in der Zeit zwischen 1177 und 1242, Bischof von Bamberg. Am prächtigen Hofe des Bischofs Ekbert, den ein Zeitgenosse als „*vir magnanimus et bellicosus*“, als hochherzigen und kriegsfreudigen Herrn bezeichnet, an diesem Hof sollte eine für das Haus Andechs und seine europäische Politik höchst



bedeutsame Hochzeit stattfinden: Otto, Herzog von Meranien, sollte einer Enkelin Kaiser Friedrich Barbarossas, der Nichte des Königs Philipp von Schwaben, Beatrix von Burgund, angetraut werden. Zugewogen bei dieser Hochzeit waren unter anderem Heinrich, ein Bruder des Bräutigams, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der mit einer Nichte der Andechser, mit Herzogin Hedwigs Tochter Gertrud verlobt war. Ein Freudenfest stand bevor und eine Versöhnung, wie es schien, ein Treffen dreier großer Familien, die nicht immer sehr gut aufeinander zu sprechen waren. Man feierte die Hochzeit mit gebührendem Prunk. Am gleichen Tag, jenem 21. Juni 1208, dem Schicksalstag des Andechser Geschlechts, ermordete aus Privatrache Otto von Wittelsbach König Philipp von Schwaben. Die beiden Andechser, Markgraf Heinrich und Bischof Ekbert, wurden, möglicherweise aufgrund einer wittelsbachischen Intrige, der Mittäterschaft bezichtigt. Durch den Spruch der Fürsten auf dem Hoftag zu Frankfurt wurden sie geächtet. In den „Andechser Studien“ heißt es: „Ein zweites Gericht, das am 6. Januar 1209 auf bayerischem Boden (am Gunzenlee bei Augsburg) nach bayerischem Recht befand, machte die Verurteilung mit Beraubung der Würden, Lehen und Eigen ohne Aussicht auf Wiedereinsetzung endgültig. Während die Eigengüter, darunter Schloß Andechs und jedenfalls auch die Burg Wolfratshausen, dem älteren Bruder Otto zufallen sollten, erhielt der bayerische Herzog Ludwig I., der später ermordete Vetter des geächteten Otto von Wittelsbach und Rivale der Andechser, die bayerischen Reichslehen des Markgrafen Heinrich von König Otto IV. verliehen. Sie waren gewissermaßen der Preis für die Anerkennung seines Königtums und für ausdrücklich belobte Treue. So brachte der jähe Tod des Staufers, der diesen im Höhepunkt seiner Macht traf, einen ebenso plötzlichen Wendepunkt im Schicksal des Andechser Grafengeschlechtes, den unerwarteten Sturz von höchster Macht und Ehre und die Einleitung des endgültigen Sturzes.“

Die beiden Geächteten flohen zu ihrer Schwester Gertrud nach Ungarn. Nach jahrelanger Verbannung und einem Palästina-Kreuzzug, den sie zusammen mit

König Andreas von Ungarn unternahmen, wurde die Acht von ihnen genommen. Machtinteresse der Andechser auf der einen, deren Ansehen im damaligen Europa auf der anderen Seite waren wohl die Gründe für die Verheiratung dieser genannten Gertrud mit König Andreas II. von Ungarn. Sie war eine echte Andechserin und eine würdige Tochter Bertholds IV.: verliebt in Macht und Politik; und sie verstand von beiden sehr viel. Ihr Einfluß auf die Politik des Landes, in dem ihr Mann König war, muß entsprechend groß gewesen sein. Sie bevorzugte die Deutschen, bevormundete den ungarischen Adel und war, so sagte man ihr nach, von grenzenloser Geldgier. „Avaritia“, diese genannte Geldgier und „superbia“, ein hochfahrendes Wesen, das seien, wie eine ungarische Chronik zu berichten weiß, ihre hauptsächlichen Untugenden gewesen. Eine Gruppe ungarischer Adeliger ermordete sie.

Hans Reichel zitiert einen ungarischen Historiker: „Die ungarischen Anhänger des Andreas hatten bislang geschwiegen, weil sie ihren König liebten und seine Gebefreudigkeit gern ausnützten. Als sie aber sahen, daß in ihrer Heimat fremde Elemente schwelgten, die Güter ihres Landes dezimierten, ein bequemes Leben führten, sich vergnügten und bereicherten, nahm ihre Mißstimmung zu. Ziel der Verschwörung war der Sturz der Fremdherrschaft.“ Ziel dieses Hasses war aber auch und nicht zuletzt ein Bruder der Königin Gertrud, Berthold.

Dieser Berthold, der jüngste Sohn Herzog Bertholds IV.: ein abenteuernder Geistlicher von einem beinahe genialen, aber ebenso skrupellosen Sinn für Politik. Ihn hatte König Andreas gleich nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1205, natürlich auf Betreiben Gertruds, zum Erzbischof im ungarischen Kalocsa gemacht. Später wurde Berthold „Banus von Kroatien“, dann Woiwode von Siebenbürgen und schließlich sogar Mitregent in Ungarn. Karl Bosl schreibt zur Person dieses Berthold: „Als die königliche Schwester am 28. September 1213 einem Mordanschlag unzufriedener Ungarn zum Opfer fiel, da wurde Berthold zwar ausgepeitscht, aber es gelang ihm doch, mit einem großen Schatz von Gold, Silber und kostbaren Geräten im Wert von

7000 Mark aus dem Lande zu fliehen, in das er später wieder zurückkehrte. Berthold fand seine große Aufgabe in der Reichspolitik und in der Leitung des Patriarchats von Aquileja mit seinen 16 Suffraganbistümern. Seit 951 war dieser Erzstuhl ein Hauptstützpunkt deutscher Macht in Oberitalien gewesen. Auf Zutun Friedrichs II. wurde der Andechser 1218 zum Patriarchen gewählt; er sollte für lange der letzte Träger deutscher Macht hier sein. Der Patriarch betrieb eine intensive Territorialpolitik, verlegte 1238 seinen Patriarchensitz vor der Lagune von Grado nach dem gesünderen Udine, geriet aber immer mehr in größte Schulden. Fra Salimbene, der Geschichtsschreiber Kaiser Friedrichs II., rühmt seine männliche Schönheit.“

Als „außergewöhnlich schönes Mädchen“ wird von Zeitgenossen eine Andechserin bezeichnet, deren Schicksal Romanciers aller Zeiten ans Herz rührte: Agnes von Meranien. Bei aller Schönheit der jungen Gräfin — auch diese Heirat mit König Philipp II. von Frankreich, einem der besten Politiker und Staatsmänner im damaligen Europa, hatte ihren politischen Sinn. Der Franzose konnte im Kampf zwischen Königen und Kirche gegen den mächtigen Innozenz III. die Vermittlerrolle der Andechser bei den Staufern gut brauchen — die Andechser wiederum, nun sie arrondierten mit dieser Heirat die Pläne ihrer europäischen Politik auf das vorzüglichste. Vor einiger Zeit schon hatte König Philipp seine erste Frau, Ingeborg von Dänemark, verstoßen. Als der Papst eine von den französischen Bischöfen ausgesprochene Ungültigkeitserklärung dieser ersten Ehe nicht anerkannte, zudem den Vorwand der Blutsverwandtschaft zwischen Philipp und Agnes ins Feld führen konnte, und daraufhin über ganz Frankreich die Strafe des Interdikts verhängte, trennte sich Philipp aus kirchlich-politischen Gründen von Agnes. Vom König immer noch geliebt, vom Volk, das die Andechserin Maria nannte, verehrt, starb sie im Jahre 1201 kurz nach der Trennung. Der König ließ ihren Namen in das Totenbuch der königlichen Familie eintragen und die Tote im Benediktinerinnenkloster von Saint-Correntin-les-Mantes beisetzen.

„In ihren Heiraten übersprang die Aristokratie die territorialen und nationalen Grenzen und bewährte sich dadurch als eine wahrhaft europäische, internationale Konstante und als Trägerin gesamt-europäischer Kultur.“ Für wen, die Habsburger ausgenommen, hat dieses Wort mehr Gültigkeit als für die Grafen von Andechs. Und wirklich: Europa war nie mehr so nahe.

Im gleichen Jahr 1201, ein paar Monate später, wird Hedwig aus dem Geschlecht der Andechser Herzogin von Schlesien. Sie war, als sie zusammen mit ihrem Mann, dem Herzog Heinrich, die Herrschaft über Polen und Schlesien antrat, kein junges Mädchen mehr; an die 25 Jahre alt, galt sie nach mittelalterlichem Dafürhalten als Frau in den besten Jahren.

In der Zeit zwischen 1174 und 78 wurde sie auf Andechs geboren. Im Alter von zwölf Jahren war sie die Frau Heinrichs, aus dem Geschlecht der Piasten, des späteren Herzogs von Schlesien. Die freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen des Hauses Andechs zum Nordosten des Reiches waren nicht neu. Die Hochzeit fand, wie man mit ziemlicher Sicherheit annehmen darf, auf der väterlichen Burg von Andechs statt. Die Andechser Grafentochter kam in ein Land, das von seinen Herrschern gerade erst erschlossen und zivilisiert wurde. Boleslaus I., Hedwigs Schwiegervater, war ein paar Jahre zuvor erst aus dem deutschen Exil nach Polen zurückgekehrt. Nach seiner Rückkehr rief er deutsche Mönche, Handwerker und Bauern ins Land. Nach dem Tod seines Vaters setzte Heinrich I. die Politik des ersten Boleslaus fort: Wälder und Sümpfe wurden gerodet, der polnische Adel, die Bischöfe und Klöster folgten dem herzoglichen Beispiel und riefen ebenfalls deutsche Siedler in ihre Territorien. Innerhalb weniger Jahre schuf sich der Gemahl Hedwigs „ein Großreich“, so steht im Katalog zur Andechser St.-Hedwigs-Ausstellung zu lesen, „das im Nordwesten von Fürstenwalde an die Spree grenzte, im Nordosten über die Warthe hinausreichte, im Südosten bis zum Sam und über die Karpaten bis nach Oberungarn sich erstreckte. — In allen Urkunden wird die Rechtssicherheit in seinem Herrschaftsbereich hervorgehoben.“



Das Leben der Hedwig von Andechs ist überliefert in mehreren Abschriften einer mittelalterlichen Lebensbeschreibung der Heiligen. Diese Biographie trägt den Titel „Legende“ und mag, wie es im schon erwähnten Katalog heißt, zu Mißdeutungen über die historische Glaubwürdigkeit der Schriftstücke Anlaß geben: „Im Mittelalter hatte der Begriff ‚Legende‘ den Sinn einer Lebensbeschreibung oder Geschichtsdarstellung. Die Legenda betont die religiösen Charakterzüge, erwähnt aber nicht im gleichen Umfang die weltlichen Geschehnisse. Der mittelalterliche Mensch hatte sein ganzes Leben viel enger als wir heutigen mit dem Religiösen zu verbinden gewußt. Es umgriff sein privates wie berufliches, sein kulturelles wie wirtschaftliches Dasein. Darum ist die Legende voll glaubhaft. Die Hauptquelle über Hedwigs Leben ist die von einem unbekannten Priester um 1300 verfaßte ‚Legenda maior de beata Hedwigi‘. Die Urschrift besitzen wir nicht, aber mehrere Abschriften, deren bedeutungsvollste der ‚Schlackenwerther Codex‘ (1353) ist, mit 61 kolorierten Federzeichnungen. Diese Handschrift kam nach vielen Wanderungen in den Besitz des Piaristenklosters Schlackenwerth im Egerland, daher kommt ihre Bezeichnung ‚Schlackenwerther Codex‘. — Nach Auflösung des Klosters wurde die Handschrift von der Stadt verkauft, kam in Privatbesitz nach Kanada, und ist erst 1965 nach Deutschland zurückgekauft worden.“

Ein Bild aus diesem Codex zeigt die Herzogin zusammen mit ihrem Mann: Hedwig im Kleid einer Nonne, der Herzog angetan mit dem herzoglichen Ornat, sechs der sieben Kinder des Herzogspaares umstehen die Ruhebänk. Schon im Jahre 1202, ein Jahr nachdem er Herzog geworden, gründete Herzog Heinrich aus eigenen Mitteln, wohl unter Mitwirkung und auf den Rat seiner Frau hin, das Kloster Trebnitz, das erste Frauenkloster Schlesiens. Die Herzogin holte aus der Bischofsstadt Bamberg, vermutlich auf Anraten ihres Bruders Ekbert, Zisterzienserinnen in ihr schlesisches Kloster. Viele Klöster und Hospitäler folgten dieser ersten Gründung. Am 19. März 1238 starb Herzog Heinrich I. und fand in der Klosterkirche von Trebnitz sein Grab.



Jetzt kam der Herzogin von Schlesien ihre umfassende Bildung, die sie als Kind schon bei den Benediktinerinnen von Kitzingen genossen hatte, zugute. Unverkennbar väterliches, Andechser Erbe ist ihre Neigung und ihr Talent zur Politik. „Der herzogliche Hof war damals durch Verwaltung und öffentliche Rechtssprechung gezwungen, von Burg zu Burg zu ziehen. Breslau, Trebnitz, Neumarkt, Liegnitz, Lähn und Krossen sind urkundlich verbürgte Stätten, an denen die Herzogin öfters gewelt hat. Dabei lernte sie die vielseitigen Nöte ihrer Untertanen kennen:

Rechtssprechung und Strafvollzug waren hart, soziale Einrichtungen gab es noch nicht. Aus christlicher Herzenshaltung und Verantwortung versuchte Hedwig, jede Not, die ihr begegnete, zu beheben oder wenigstens zu lindern. Zugleich beeinflusste sie durch ihr Handeln die Herzen zu einem besseren Denken und erreichte allmählich auch eine grundsätzliche Verbesserung der Zeitzustände.“

Weiter heißt es im Katalog zur Hedwigs-Ausstellung, die in der alten Andechser Apotheke untergebracht ist: „Die älteste und schönste Darstellung Hedwigs als Herzogin und Heilige stammt aus dem Schlackenwerther Codex: die ganze Gestalt ist eingehüllt in einen dunklen Mantel, der innen ein scharlachrotes Futter trägt und das Kleid fast ganz zudeckt. Eine kostbare Spange mit langer Zierschnur scheint geöffnet zu sein. Eingefaßt ist der Mantelsaum in eine Spitzenborte; der Stoff zeigt an manchen Stellen eine zarte Musterung. Unter dem Witwenschleier, der den ganzen Kopf bedeckt, wird ein Kranz von gekräuselten Haaren sichtbar, während das gesamte Haupt von einem Heiligenschein umstrahlt wird. — Geschickt rafft die linke Hand den Mantel und das Kleid zum ungehinderten barfüßigen Schreiten etwas an und hält gleichzeitig ein Gebetbuch fest in einer Form, als ob die Beterin die Stelle zum weiteren Gebet festhalten wolle. Die Rechte hält eine kleine Muttergottesfigur, während über dem Oberarm ein Paar brauner Schuhe als äußeres Zeichen der Bußgesinnung getragen wird. Hedwig ganz Herzogin und ganz Heilige!“

Nach dem Tod ihres Mannes hielt sich die heilige Herzogin oft für lange Zeit im Kloster von Trebnitz auf, konnte sich aber nicht entschließen, Nonne zu werden. Hedwigs Sohn trat als Heinrich II. die Thronfolge an. Er hatte große Pläne bezüglich eines „Piastischen Gesamtstaates“, eine Idee, die durch den Tartareneinfall von 1241 zunichte gemacht wurde. Heinrich II. stellte die tartarischen Heerhaufen, die Rußland, Polen und Ungarn überrannt hatten, kurz vor Breslau und erzwang eine Entscheidungsschlacht. Christliche Historiker sehen in der Schlacht bei Liegnitz ein „zweites Lechfeld“, das wiederum das christliche Abendland vor einer heidnischen Besetzung bewahrte. Der Herzog von Schlesien fiel in dieser Schlacht. Das Heer des Herzogs unterlag der fünf-fachen feindlichen Übermacht, doch die Tartaren zogen sich nach der Schlacht in ihre Heimat am Kaspischen Meer zurück.

Überliefert ist das Totengebet der Herzogin Hedwig, das als eines der schönsten aus hochmittelalterlicher Zeit gilt:

„Mein Herr und Gott!  
Ich danke Dir, daß Du mir einen  
solchen Sohn geschenkt hast.  
Nie hat er mir Kummer bereitet.  
Stets ist er mir mit Hochachtung  
und kindlicher Liebe begegnet.  
Wie froh ich auch wäre, ihn mein Leben  
lang noch bei mir zu haben, so freue  
ich mich dennoch mit ihm, daß er  
durch seinen Heldentod mit seinem  
Erlöser vereint werden durfte.  
Darum empfehle ich Dir inständig  
seine Seele.“

Amen

Zwei Jahre später erkrankte die mittlerweile etwa 70 Jahre alte Herzogin und starb unter „fortschreitender Entkräftung“.

Am 26. März 1267 sprach Papst Clemens IV. die Andechserin Hedwig heilig. In der Kanonisationsurkunde heißt es: „Daher soll ans Licht gestellt und Kunde davon gegeben werden, wer sie sei, auf daß nicht vom Nebel menschlicher Unwissenheit die Kenntnis von ihr verhüllt werde und ihr der Lobpreis versagt bleibe, mit dem sie um ihrer Verdienste willen allerseits in allen Regionen der Erde erhoben werden soll. Denn nicht länger ziemt es sich, daß unter dem Schefel verborgen bleibe eine Frau, die den Titel so hehrer Tugend geschmückt . . . und die Gottes Güte zu so hohem Gipfel der Verdienste emporgehoben hat.

Als ihr Tod kam, war auch das Geschlecht ihrer Väter im Sterben begriffen: fünf Jahre nach dem Tod der Herzogin Hedwig von Schlesien stirbt Otto von Andechs, Pfalzgraf von Burgund.

Jahrhunderte lang hat die Christenheit die hl. Hedwig als Heilige der Nächstenliebe verehrt. Nur als solche. Es blieb unserer Zeit vorbehalten, die große Landesherrin und Politikerin in dieser Heiligen zu entdecken. Die schmerzliche Erfahrung von Jahrhunderten und die Leiden unserer jüngsten Zeit mögen schuld daran haben, daß die Heilige 700 Jahre nach ihrem Tode die Rolle spielen darf, die ihr von ihrer Andechser Familie von Anfang an zugeordnet war: Mittlerin zu sein zwischen Ost und West.

Zu Ende des zweiten Vatikanischen Konzils schrieben die polnischen Bischöfe in einer Botschaft an den deutschen Episkopat: „Es kamen aus dem Westen zu uns Apostel und Heilige, und sie gehören wohl zu dem Wertvollsten, was uns das Abendland geschenkt hat . . . Zu den bekanntesten zählen wir ganz besonders die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien, aus Andechs gebürtig . . . Sie ist im 13. Jahrhundert die größte Wohltäterin des polnischen Volkes in den damaligen Westgebieten des Piastenpolens, in Schlesien geworden . . . Brücken bauen können eben nur heilige Menschen, nur solche, die eine lautere Meinung und reine Hände besitzen.“

Die Jüngste in dieser Versammlung von „Heiligen und Sündern“ ist die Tochter jener unseligen Königin Gertrud von Ungarn und Enkelin Bertholds IV.: Elisabeth. Im zweiten Band der Reihe „Politische Heilige“ von Gisbert Kranz steht in der wohl besten Kurzbiographie über die spätere Heilige und ihre Familie: „Durchschnittsmenschen scheint Elisabeths Sippe nicht zu kennen. Diese Männer und Frauen verschwendeten sich an den Himmel oder an die Erde. Der Stamm trieb immer außerordentliche Laster oder außerordentliche Tugenden hervor. Elisabeth hätte im Welttheater ebensogut eine andere Rolle spielen können.“

„Denn ihr Erbe war“, wie Abt Hugo Lang einmal bemerkte, „eine Last von Fluch und Segen, von Verhängnis und Verheißung.“

Keine fünf Jahre lebte die Königstochter in ihrer ungarischen Heimat. Ihre Mutter wäre keine richtige Andechserin gewesen, hätte sie nicht schon bei der Geburt ihrer Kinder auch an Politik gedacht. So wurde das Kind Elisabeth schon aus politischen Gründen dem thüringischen Erbgrafen Hermann versprochen. Gisbert Kranz schreibt: „1211 kam eine Gesandtschaft des Landgrafen Hermann I. von Thüringen unter Führung des Ritters Walther von Vargila nach Ungarn, um die kaum fünfjährige Braut des jungen Landgrafen Hermann abzuholen. Vor den erstaunten Augen der Thüringer entfaltete sich die Pracht des Orients, als die Mitgift übergeben wurde: viele Unzen goldenes und silbernes Trinkgefäß, Diademe und Kronen, Ringe und Gürtel, Gewänder aus Seide und Brokat, Baldachine, eine Badewanne aus purem Silber und 1000 Mark feines Gold. Das sollte nur die erste Rate des Brautschatzes sein. In einer Münchner Handschrift heißt es, auf dem Wege von Preßburg nach Eisenach sei von dem mitgeführten Heiratsgut viel abhanden gekommen.“

Die Wartburg, Sitz der Landgrafen von Thüringen, wurde ihre neue Heimat: ihr Schloß und ihre Erziehungsstätte gleichzeitig. Die Burg galt zu Recht im damaligen Reich als kulturelles Zentrum. Elisabeths künftiger Schwiegervater, Hermann I. von Thüringen, hielt sich die Sänger und Dichter nicht ganz ohne



Selbstlosigkeit: die Musenjünger, vielgereist und vielreisend, waren für ihn eine „Zeitung“ von unschätzbarem Nutzen. Sicher also nicht nur aus Kunstsinn und reinem Mäzenatentum hielt der thüringische Landgraf den Dichtern sein Tor stets weit geöffnet. Wolfram von Eschenbach schrieb auf der Wartburg an seinem „Parzival“ und Walther von der Vogelweide, der größte Dichter des hohen Mittelalters, ging dort ein und aus. Es muß ein sehr munteres Leben gewesen



Wartburg: Doppelkapitelle und Säulenkapitell aus der Kemenate der hl. Elisabeth

sein auf der Burg über Eisenach, denn sogar dem Walther von der Vogelweide, der kein Kind von Traurigkeit war, wurde das Treiben zuviel. Er mokierte sich über seinen Gastgeber: „Wer ohrenkrank ist, dem rate ich, den Hof von Thüringen zu meiden. Denn wenn er dorthin kommt, wird er wahrhaftig verrückt. Ich habe mich dort ins Gedränge gemischt, bis ich es satt hatte. Die Scharen kommen und gehen Tag und Nacht. Man muß sich wundern, daß jemand da noch hören kann. Der Landgraf ist so gesinnt, daß er mit stolzen Helden, von denen jeder ein Kämpfer sein könnte, seine Habe verpraßt. Ich kenne seinen üppigen Lebensstil: Selbst wenn ein Fuder guten Weines 1000 Pfund kostete, stünde trotzdem keines Ritters Becher leer.“

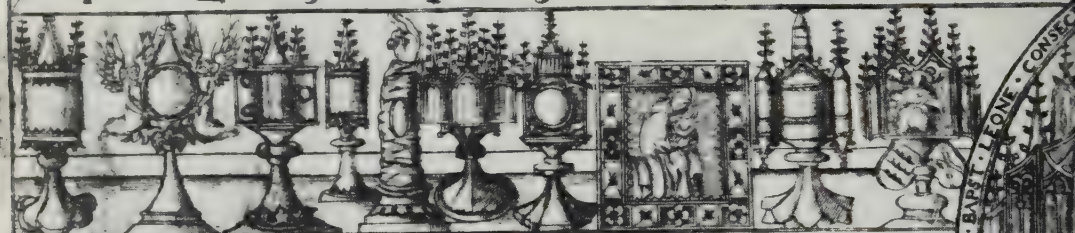
Auch der politische Stil dieses Hauses war nicht gerade dazu angetan, eine künftige Heilige zu erziehen. Politik wurde klein geschrieben am Hof der Thüringer, Entscheidungen dieser Art fielen ausschließlich im Kampf. Im Kampf gegen renitente Untertanen genauso wie gegen Städte und die Kirche.

Elisabeth wuchs auf und war zum Kummer ihrer Verwandtschaft und zu deren

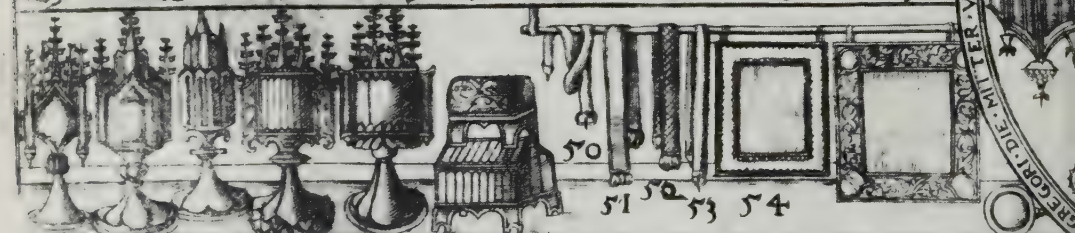




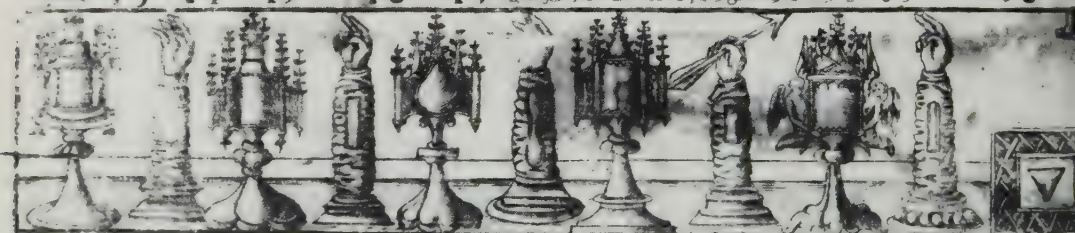
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10



24 25 26 27 28 29 30 31



42 43 44 45 46 47 50 51 52 53 54 55 56

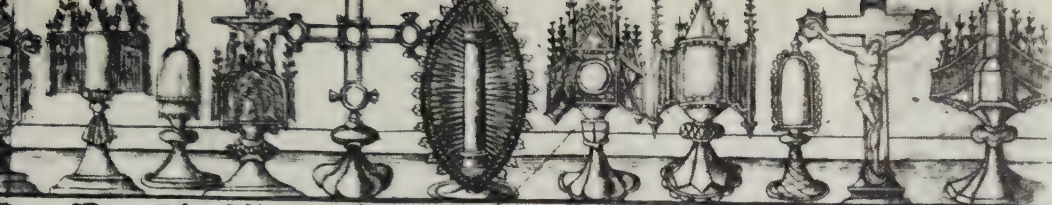


67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77

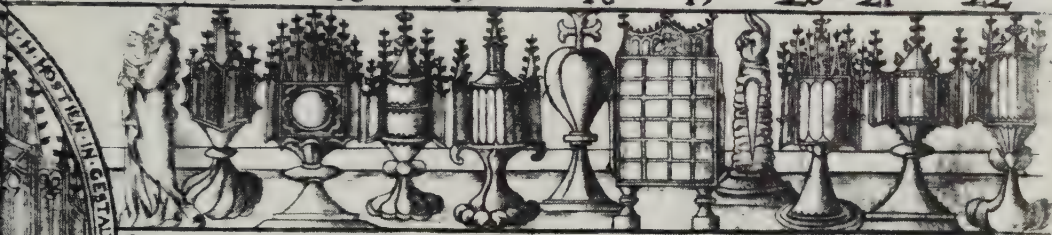


90 91 92 93 94 95 96 97 98





13 14 15 16 17 18 19 20 21 22



32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42



56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66



79 80 81 82 83 84 85 86 87 88



100 101 102 103 104 105 106 107 108





Gespött ein frommes und Nächstenliebe übendes Mädchen. Ihr Verlobter Hermann starb, als sie neun Jahre alt war. Man verlobte sie dem jungen Landgrafen Ludwig. Elisabeth war dreizehn, Ludwig 20 Jahre alt, als man die beiden verheiratete. Ein Jahr später gebar sie einen Sohn, den späteren Hermann II. von Thüringen. Gisbert Kranz schreibt: „Alle überlieferten Nachrichten stimmen darin überein, daß die Heirat, die zunächst von Staatsraison geplant worden war, dann aus verschiedenen Gründen wieder vereitelt werden sollte, schließlich im wahren Sinn des Wortes als Liebesheirat zustande kam.“

Die Vorstellung dürfte schwierig sein für unser dem Mittelalter nicht sehr holden Jahrhundert: eine Heilige vor sich zu haben, die mit aller Leidenschaftlichkeit ihren Mann liebte. Und sie war nicht gerade prüde bei dieser Liebe; wenn ihr Mann von einer größeren Reise zurückkam, nahm sie keine Rücksicht auf Anwesende, „küßte sie ihn mehr als tausendmal herzlich auf den Mund“. Bei Kranz heißt es: „Elisabeth wollte ihren Gatten lieben, ohne aufzuhören, Gott zu lieben, und Gott lieben, ohne aufzuhören, ihren Gatten zu lieben. Wie ihre glühende Liebe zu Ludwig nach körperlichem Ausdruck drängte, so verlangte auch ihre Liebe zu Christus, sich sinnlich-sichtbar kundzutun. So erklärt sich das erstaunliche Nebeneinander und Ineinander von Ehegenuß und Askese, von dem ihre Magd Isentrud berichtet: „Nachts erhob sich Elisabeth häufig zum Gebete, obwohl der Gatte sie bat, sich nicht zu sehr zu ermüden, und manchmal hielt er selbst ihre Hand in der seinen, solange sie betete, und bat sie, besorgt um ihre Gesundheit, ins Bett zurückzukehren . . . Sie dehnte ihre Gebete so lange aus, daß sie oft vor dem Bett auf dem Teppich einschlief. Als sie deshalb von den Mägden gefragt wurde, warum sie nicht lieber mit dem Gatten schlafe, antwortete sie: ‚Wenn ich auch nicht immer beten kann, so kann ich meinem Fleisch doch dadurch Gewalt antun, daß ich mich von meinem heißgeliebten Gatten trenne.‘“

Diesem arglosen, fröhlichen Nebeneinander von doch recht irdischer Liebe, wie

es scheint, und der Liebe zu Gott, entsprach ihr unkonventionelles Verhalten als Fürstin. Man nahm es hin, daß sie sich selbst ans Spinnrad setzte, um für die Armen zu arbeiten, mit Dienstboten und dem Volk wie mit ihresgleichen umging; als sie aber anfang, Bettler und Kranke und fahrendes Volk auf der Wartburg zu versammeln, protestierte der Hof. Ihr Mann hielt zu ihr, auch als sie in seiner Abwesenheit während einer großen Hungersnot die Schatzkammer der Landgrafen plünderte und 64 000 Goldgulden zur Linderung der Not verwendete. Sie ließ zu Füßen der Wartburg ein Hospital errichten und kümmerte sich selbst um die Kranken.

Isentrud, die Magd und treue Gefährtin, erzählt: „Sie tröstete sie dann und sprach mit ihnen über die Geduld und das Heil ihrer Seele und willfahrte ihrem Wunsch in allem. Sie verkaufte sogar ihren Schmuck, um ihnen Almosen zu geben . . . Außer den Kranken hatte sie in dem Hause noch viele arme Kinder, für die sie sorgte. Gegen diese war sie so gütig und mild, daß alle sie Mutter nannten. Wenn sie ins Haus kam, liefen alle zu ihr und scharten sich um sie . . . Sie brachte den Kindern zum Trost kleine Töpfe, silberne Ringlein und anderen Schmuck mit. Als sie einmal das Spielzeug im eigenen Mantel hinabtrug, fiel bei dem Ritt über den Burgberg alles heraus und von den hohen, abschüssigen Felsen über Steine hinab. Doch obwohl das Spielzeug über den Fels gefallen war, fand man alles wohlbehalten wieder, und sie konnte es später zur Freude der Kinder verteilen.“

Wie schon gesagt, im Regieren waren die Thüringer Landgrafen dieser Zeit nicht zimperlich, und Elisabeths Mann machte keine Ausnahme. Sie tat alles, um die Wunden, die ihr Mann buchstäblich und im übertragenen Sinn schlug, zu heilen; er änderte zwar nicht sein Verhalten, unterstützte seine Frau aber bei ihrer caritativen Tätigkeit, wo er konnte. Als ihr Mann sich zum Kreuzzug aufmachte, legte Elisabeth Trauerkleider an und lebte wie eine Witwe. Bald erhielt sie die Nachricht von seinem Tod. Sie lief durch die Burg, so wird berichtet, „wie ein Mensch, der von Sinnen ist“. Da sie auch nach dem Tod ihres

Mannes nicht daran dachte, ihre Lebensweise zu ändern, sondern eher noch mehr der Nächstenliebe sich widmete, war ein Bruch mit den Verwandten nicht zu vermeiden. Ihre Magd berichtet: „Nach dem Tode ihres Gatten war es Elisabeth nicht erlaubt, die Güter ihres Gemahls zu benutzen. Der Bruder ihres Gatten hinderte sie daran. Sie hätte wohl ihren Lebensunterhalt bei dem Bruder ihres Gatten finden können. Doch von der Plünderung und Erpressung der Armen, wie sie oft an den Fürstenhöfen vorkommen, wollte sie sich nicht ernähren. Sie zog es vor, verlassen zu sein und ihr Brot durch Handarbeit, gleichsam als Tagelöhnerin, zu verdienen.“

Elisabeths Weggang von der zur Heimat gewordenen Wartburg glich einer Flucht, die Kinder wurden ihr nachgebracht, sie hauste mit ihnen in jämmerlichen Verhältnissen, gab sie schließlich zu Bekannten. Für sie begann ein unruhiges Wanderleben, hauptsächlich von einem bayerischen Verwandten zum anderen, das sie vielleicht auch nach Andechs führte. Ihr Onkel, Bischof Ekbert von Bamberg, nahm sie bei sich auf und hatte schließlich mit der jungen, hübschen Witwe seine besonderen Pläne. Sehr ehrgeizige, eines Andechser Grafensohnes würdig: er dachte daran, seine Nichte mit Kaiser Friedrich II. zu vermählen. Der ebenfalls verwitwete Kaiser scheint dem Plan nicht abgeneigt gewesen zu sein; aber Elisabeth mochte nicht wieder heiraten und soll gesagt haben: „Wenn mich mein Oheim gegen meinen Willen einem Manne übergibt, werde ich mich dagegen wehren, und wenn das nicht hilft, schneide ich mir die Nase ab, so daß niemand mich mehr begehrt.“

Während ihres Aufenthalts im Herrschaftsbereich des Bischofs von Bamberg erhielt sie die Nachricht von der Rückkehr der thüringischen Kreuzfahrer mit den Gebeinen ihres Mannes. Die heimkehrenden Kreuzritter empörten sich über das Unrecht, das man der Frau ihres Herrn angetan, und unter dem Schutz der Truppe brachte man Elisabeth heim nach Thüringen.

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung setzten ihre Verwandten Elisabeth in die ihr zustehenden Rechte ein. Doch sie blieb nicht lange. Gisbert Kranz



motiviert ihren erneuten Auszug aus der Wartburg: „Mochte ihr erster Fortgang in gewisser Weise dadurch erzwungen worden sein, daß ihr Schwager sie in Gewissensnot brachte —, dieser zweite Fortgang geschah in voller Freiheit. Dem Schritt wohnt eine innere Folgerichtigkeit inne. Nur so konnte Elisabeth sich selber treu bleiben. Nach dem Zeugnis ihrer Magd Irmingard erstrebte sie auf alle Weise Armut und Heimatlosigkeit. Und es wirkt wie ein Symbol, daß auf der Wartburg von Elisabeths Habe nichts übriggeblieben ist als ihre Reise-truhe.“

Von da an lebte die Landgräfin ein Leben in Armut und Nächstenliebe: verteilte ihr Geld, verkaufte ihren Schmuck, kleidete sich wie eine Bettlerin, vom Volk verehrt und geliebt, von den Reichen verachtet, von den eigenen Mägden oft nicht verstanden, von religiösen Eiferern gepeinigt.

Als sie starb, war sie 24 Jahre. Gleich nach ihrem Begräbnis setzte eine Volkswallfahrt ohnegleichen zu ihrem Grab ein. Vier Jahre später, im Jahre 1235 sprach Gregor IX. sie heilig. Ein Jahr später werden ihre Gebeine in die ihr geweihte Kirche von Marburg übertragen: vier Erzbischöfe, acht Bischöfe, Ungarns und Deutschlands Adel geben ihr das Geleit, mehr als eine Million Menschen versammeln sich in Marburg. Kaiser Friedrich II. setzt dem Haupt der heiligen Elisabeth eine kostbare Krone auf mit den Worten: „Da ich sie auf der Erde nicht als eine Kaiserin krönen sollte, so will ich sie mit dieser Krone ehren als Königin in Gottes Reich.“

Heilige und Sünder — Macht und Liebe, Gott und Staatskunst. Ein knappes, flüchtiges Jahrhundert und beinahe Europa.

Der Königsmord von 1208 hatte seine Folgen: die Unordnung war groß im Reich nach dem unerwarteten Tod König Philipps von Schwaben. Eine Zeit für Glücksritter, für Straßenräuber und für politische Hasardeure, vor allem aber für zielstrebige Territorialpolitiker. Die Wittelsbacher machten sich die allgemeine Unsicherheit zunutze, um über den Besitz der Andechser Rivalen herzufallen. Sie hielten sich, den Weg des geringsten Widerstandes benutzend, zuerst

an den von Andechs bevogteten Klöstern schadlos. Nach einem Bericht der Tegernseer Chronik wurden die Klöster „durch Raub und Brand und jeder Art von Verwüstung über die Maßen geschädigt“. Die Wittelsbacher sahen in der Schwächung und Beraubung des Rivalen eine Möglichkeit, ihrem werdenden Landestaat auf die Beine zu helfen. Unverhohlen sprach man von einem „regnum bavariae“, einem bayerischen Königreich alter stammesmäßiger und nationaler Prägung, in das ein europäisch orientiertes Denken der Andechs-Meranier ohnehin sich nicht hätte zwingen lassen. Blutige Kämpfe zwischen den Andechsern und den Truppen des Herzogs von Bayern begleiten den Untergang des Hauses Andechs. Dieser Endkampf der beiden Geschlechter wurde mitentschieden durch den Abfall des letzten Andechser von den Staufern. Dagegen hatten sich die Wittelsbacher, auch hier das Andechser Erbe antretend, durch eine Heirat den Staufern verbündet. Otto von Meranien unternahm zusammen mit dem Marschall von Pappenheim einen letzten Versuch, durch einen Überfall auf herzoglich-bayerisches Gebiet, Rache zu nehmen für die Verwüstungen der Wittelsbacher. Das Unternehmen mißlang. Vieles spricht dafür, daß Herzog Otto die Burg seiner Väter schleifen ließ, um sie nicht unbeschädigt in die Hände der Wittelsbacher fallen zu lassen. Der Schatz der Grafen wurde vergraben. Die Burg ging in den Besitz der Wittelsbacher über, die das Zerstörungswerk, wie bei den anderen Burgen der Andechser, vollendet haben durften.

Otto, der letzte Herzog von Meranien, flieht auf seine fränkischen Güter. Dort stirbt er am 19. Juni 1248. Nicht als der letzte aus der großen Dynastie übrigens, auch wenn alle Berichte das als selbstverständlich überliefern. Der letzte männliche Andechser starb mit Berthold, dem Patriarchen von Aquileja, im Jahre 1251. Die letzte Tochter aber des großen Berthold IV. lebte bis in das Jahr 1254. Vielleicht ist es tröstlich für die Frommen, daß es niemand aus der Reihe der Sünder ist: Mechtild starb als Äbtissin des Benediktinerinnenklosters von Kitzingen am Main.

Doch die Zeit hat es eilig und macht die Menschen vergeßlich. Derart gründlich,

daß dem bayerischen Geschichtsschreiber Aventin im 16. Jahrhundert für die Nachricht über den Untergang dieses Geschlechtes die folgende Notiz genügte: „... desgleichen sein abgestorben die marchgrafen von Andechs, Diessen, Wolf- ratshausen ... die herrschaft all hat der herzog in Baiern einzogen.“ Des Ver- ständnisses halber muß gesagt werden: Johannes Turmair, genannt Aventinus,



*Bleikapsel und Holzfutteral für die Andechser Hostien*

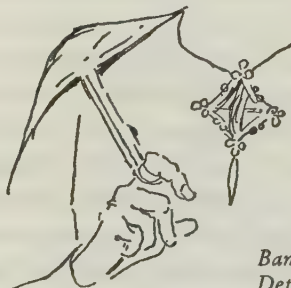
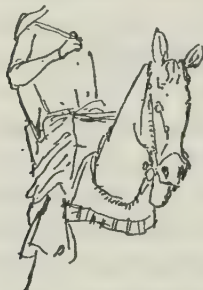
verdiente sein Brot bei den Wittelsbachern. Was blieb? Manches ist geblieben. Reliquien und Relikte. Ein Schatz wurde vergraben. Wie ein Heiligtum gehütet heute in der Schatzkammer von Mönchen des heiligen Benedikt. Darunter das „Brautkleid der heiligen Elisabeth“: Panther und Greifen und allerlei Vögel schmücken den Seidenstoff; „darinn auch ihr Muetter gertrudis ein Königin von Hungern gekhronet ist worden ...“ Krönungskleid der mächtigen Königin, Brautkleid der liebenden Heiligen. — Das „Siegeskreuz Karls des Großen“: ein Engel, so will die Überlieferung es wissen, soll es Karl dem Großen gebracht haben, der es seinem Sohn Pippin gab als Schutz im Kampf gegen die Heiden. Es kam in die Hände des Grafen Rasso, der es auf einem Kriegszug in Ungarn verlor. König Stephan entdeckte es wieder. Durch Gertrud, so weiß es die Legende, kam es zurück in die Schatzkammer der Andechser Grafen. — Das „Elisa-

bethkreuz“: „... vnd das selb krewczlein hat herr pracht dye heylig witib sand Elspet...“ Silber, vergoldet, handflächengroß; unbeschreiblich schön und kostbar und wert. — Die „Drei-Hostien-Monstranz, Sakrament des heiligen Gregor“ (des Großen). Abt Hugo Lang vermerkt dazu: „Es handelt sich um Hostien, wie sie ehemals die Päpste auf Reisen mitnahmen und besonders auszuzeichnenden Kirchen verehrten. Eine der heiligen Hostien wird als von Papst Gregor dem Großen in Santa Croce in Rom zur Völkerwanderungszeit konsekriert bezeichnet, und Leo IX., ein deutscher Papst, brachte sie Kaiser Heinrich II., dem Heiligen, nach Bamberg... Ein Andechser auf dem Bamberger Bischofsstuhl, Otto II., brachte sie mit zwei anderen von der Legende ausgezeichneten Hostien in die Burgkapelle seiner Familie. Nun war erst recht Jerusalem dort nahe und das ewige Rom zugleich!“ — Das „Forstenrieder Kreuz“: Erhabener Zeuge aus der Markgrafenzeit, stumme Qual in mittelalterlicher Größe, in romanischer Schönheit. Bayerische Frömmigkeit in glaubender Einfachheit. Ehe der letzte regierende Andechser der Gewalt der Feinde wich, barg er das Kreuz in der Erlinger Kirche. Auf dem Wege nach Seeon erzwang, so die Legende, eine höhere Gewalt das Verbleiben des Kreuzes in Forstenried bei München. — Der Dom zu Bamberg: heimgekehrt aus dem ungarischen Exil und von einer Kreuzfahrt machte sich Bischof Ekbert an die Wiedererrichtung des abgebrannten Heinrich-Domes. Die Gnadenpforte des Doms: „geschichtliches Denkmal des Kreuzzuggedankens“. Aber auch Monument für die Mitglieder des Hauses Andechs: Bischof Ekbert, den Dompropst Poppo, Herzog Otto, den Pfalzgrafen von Burgund. Stolz Gottergebenheit der weltlichen Macht — Heilige und Sünder im Schatten des Doms.

Der „Bamberger Reiter“. Herbert Schindler sieht ihn in seiner „Großen Bayerischen Kunstgeschichte“ so: „In der Statue des Reiters schuf der Meister dem Rittertum der Stauferzeit — ja dem Adel des Mittelalters schlechthin, ein bleibendes Symbol. Er ist heldisch, jung, nicht ganz so tiefdeutsch, wie oft gesagt wurde (denn sein Typ ist zuerst in Frankreich, auf der Königsgalerie zu



Reims, geprägt worden); aber sein Blick ist fest auf ein Ziel gerichtet, entschlossener wie der der Könige zu Reims. Eine herrliche Freiheit und ein unbefangenes Staunen drücken sich darin aus. Forschen wir nicht betulich, wer hier vom Bildhauer gemeint ist, welchen Heiligen oder welchen König er darstellt. Man hat an König Stephan von Ungarn, König Konrad III., Philipp von Schwaben, Konstantin den Großen gedacht. Vielleicht hat es seinen Sinn, daß wir es nicht wissen. Dieser Reiter hat den Adel einer großen Herkunft, die Tatbereitschaft einer ritterlichen Jugend und die Gelassenheit eines guten Gewissens: er ist ein wahrhaftiger Europäer. Die hohe Mittagsstunde deutscher Kunst, ihr ‚griechischer Augenblick‘ ist mit ihm erreicht.“



*Bamberger Dom  
Details vom Reiter*

Die Andechser mußten es erfahren: die Geschichte kann sehr schweigsam sein. „Du Fremdester“, sagte Stefan George beim Anblick des Reiters von Bamberg. Im „Hildebrandlied“ dämmert früh, zur Heldenzeit der deutschen Geschichte um Dietrich von Bern, das Andechser Geschlecht auf. Die Andechser in der Dichtung des hohen Mittelalters: Wirnt von Gravenberg beklagt den Tod des vierten Berthold — Walther von der Vogelweide preist einen anderen Berthold, den Patriarchen von Aquileja — von Thannhäuser gerühmt wird Bischof Ekbert,





betrauert Otto, der letzte Herzog von Meranien. — Der „Herzog Berchter von Meran“, so heißt es in einer Dichtung jener Zeit, er sei ein zweiter Hagen gewesen in seiner Treue zu den Staufern. Und die Nachricht hält sich in der Tradition, von einem Mann namens Hagen, durch den der letzte Andechser den Tod fand. Das Lied von den Nibelungen und die Grafen von Andechs?

„I’ne kan iu niht bescheiden, waz sider dâ geschah:  
wan ritter unde vrouwen weinen man dâ sach,  
dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tât.  
hie hât daz maere ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.“

Geheimnisvolle Trauer liegt über dem Schluß des Liedes. Die Welt ist nie groß genug für die Großen ihrer Zeit; und Zeit genug hat sie selten, sich ihrer genügend zu erinnern.



## IV

### DER SCHATZ VON ANDECHS

oder

#### Eine Kirchenmaus und die hohe Politik

Die Nibelungen. Ein germanisches Wort, das man mit „Söhne des Nebels“ übersetzt hat. Der Nebel hat sich nicht gelichtet, obwohl Generationen von Forschern ihr Licht verschwendet haben. Auch das Ende der großen Familie jener Grafen von Andechs blieb bisher (wie es so schön heißt) im Dunkel der Geschichte. In einem wohlthätigen Dunkel vielleicht. Denn der Abgang großer Geschlechter von der damals noch recht kleinen Bühne der Welt war im Mittelalter zumeist mit ziemlicher Grausamkeit verbunden. Das Blut floß in Strömen. Das Nibelungenlied hat es mit grausam dichterischer Genauigkeit überliefert.

Die Grafen von Andechs und ihr Untergang als Helden des Nibelungenliedes. Man könnte diese Vorstellung loswerden, denn, wie gesagt, die Geschichte bleibt uns einen Beweis schuldig. Aber da kommt zu den vielen Übereinstimmungen eine weitere.

Im Nibelungenlied ist von einem Schatz die Rede. Vom Schatz eines Zwergengeschlechtes genannt Nibelungen. Siegfried, der Held der Sage, besiegt den Zwergekönig Alberich und raubt den Schatz der Zwerge. Der weitere Fortgang der Geschichte ist bekannt: Siegfried wird von Hagen ermordet, das Geld geht an die Burgunden über und bringt auch ihnen Unglück, bis Hagen schließlich den Schatz im Rhein versenkt. Aber das Unglück wirkt fort, bis beinahe alle Burgunden am Hof des Hunnenkönigs Etzel erschlagen sind.

Auch der Schatz, von dem hier die Rede sein soll, war verschwunden und blieb unentdeckt über mehr als hundert Jahre. Aber es wird gut sein, diese bedeut-

samen Kapitel in der langen Geschichte von Andechs der Reihe nach zu erzählen. Am Anfang steht wieder einmal, der interessierte Leser kann es sich denken, groß und unübersehbar, aber eben auch unüberschaubar, der heilige Riese Rasso. Die Überlieferung — ein beliebtes Wort überall dort, wo die Geschichte sich für eine Unaufmerksamkeit entschuldigt — die überlieferte Legende weiß zu erzählen; der Chronist schreibt:

Graf Rasso habe sich auf den Weg in das heilige Land gemacht. Er nahm den Weg über Rom. Dann heißt es weiter: „Rasso erfreute sich als Sieger über die Ungarn der freundlichsten Aufnahme beim heiligen Vater, und erhielt von ihm auf seine angelegentliche Bitte hin die Erlaubniß, Reliquien von den durch das Erlösungswerk geheiligten Stätten sammeln zu dürfen, um die Andacht und Verehrung gegen dieselben auch denen wenigstens theilweise zu ermöglichen, denen nicht das Glück zu Theil wurde, an den Stätten selbst ihre Andacht verrichten zu können.“ Die Chronik zählt dann auf, was die Pilger alles mitbrachten, von der Hälfte des Schweißtuches Christi bis zur Hirnschale des Apostels Barnabas. „Hocherfreut über die kostbaren Schätze, die er sich auf seiner Pilgerfahrt erworben, entschloß sich Rasso, zur Unterbringung derselben in der Nähe seines Schlosses eine Kirche zu erbauen und dabei ein Benedictinerkloster zu errichten, dessen Religiösen den heiligen Schatz behüten und den Gottesdienst besorgen sollten. Sein Entschluß gelangte alsbald zur Ausführung, der Bau wurde vollendet und Kirche und Kloster von dem heiligen Ulrich, Bischof von Augsburg, zur Ehre des göttlichen Erlösers und der Apostel Philippus und Jacobus eingeweiht.“

Dieser Satz ist wichtig: denn die beiden Apostel galten als Schutzpatrone der Pilger und ihr Patrozinium garantiert das Bestehen einer Wallfahrtskirche, die übrigens auch in einer Urkunde ausdrücklich erwähnt wird. Es gibt also kaum Zweifel, daß ein Reliquienschatz vorhanden war. Wenn man die ungeschützte Lage dieser Kirche und des Klosters in der Ebene zum Ammersee hin berücksichtigt, erscheint es auch nicht mehr verwunderlich, daß sich die Mönche bei die-

sen kriegerischen Zeiten nach einem sicheren Ort für die Verwahrung des Schatzes umsahen. Die Wahl fiel auf das nahegelegene und schon damals befestigte Andechs. Allerdings wird man skeptisch, wenn man liest, welches Ausmaß dieser Schatz nach Beschreibung späterer Chronisten gehabt haben soll. Aber man muß auch dafür Verständnis haben: Graf Rasso, der riesenhafte und heilige Mann, besaß in einem Maß die Sympathien des Volkes, wie wir uns das heute nicht mehr so recht vorstellen können. So mochte es geschehen, daß viele Schätze, die Jahrhunderte später die Grafen von Andechs anhäuften, auf sein Konto gutgeschrieben wurden.

Die historischen Nachfahren jenes legendären Kriegshelden, die Andechser, sie waren ohne Zweifel ein mächtiges Geschlecht im 12. Jahrhundert: ehrgeizig, voll Sinn für Politik und kaisertreu. Es war unmöglich für sie, sich einem Unternehmen zu verschließen, das der ganzen abendländischen Welt von damals, dem Reich und der Christenheit, als vornehmste ritterliche Aufgabe erschien: die Teilnahme an den Kreuzzügen. Mehr als hundert Jahre findet man denn auch die Grafen von Andechs und späteren Herzöge von Meranien, als Reichsfürsten zeitweilig und Bannerträger des Heeres sogar, an der Seite der Kaiser im heiligen Land. Zu diesen politischen Möglichkeiten kamen, wie schon erwähnt, mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen des Andechser Hauses zum europäischen Osten.

Die legendären Schätze des Orients waren also durchaus erreichbar für sie. In den „Andechser Studien“ schreibt Benedikt Kraft zu diesem Thema: „Bei den persönlichen Beziehungen des Hauses Andechs zu Byzanz lag es von vorneherein nahe, Andenken und einzelne der hochverehrten Reliquien des Ostens zu erwerben oder als Geschenke zu erhalten und zu geben. Denn schon allgemein war es für den mittelalterlichen Großen und Kreuzritter selbstverständlich, daß er aus dem Heiligen Land, für das er sein Leben wagte und sein Blut vergoß, sowie von den Reisen nach dem Süden Andenken und Heiligtümer vielfacher Art nach Hause brachte. Auf diese Tatsache und auf die Art der gewählten Heiligtümer ist

besonders zu achten, um ein Werturteil über jene in Andechs bilden zu können . . . Die Heiligtümer waren ihrem Charakter nach teils eigentliche Reliquien, die den Kreuzfahrern freilich seltener zugänglich waren, teils Stoffe oder Gegenstände, die in Wirklichkeit als bloße Erinnerungszeichen an die heiligen Stätten oder an hochverehrte Personen und Bilder des Ostens zu werten waren. Dazu kamen Berührungs- und Stoffreliquien, insoferne zahlreiche Gegenstände mit den wirklichen Reliquien, wie dem Kreuz oder Grab Christi, in Berührung gebracht und hierdurch als geweiht betrachtet wurden. Hier sind Kleider und sonstige Teile angesehener Heiligenstatuen, so der Gottesmutter, des Täufers Johannes und des heiligen Petrus einzureihen, die die Kreuzfahrer gleichfalls wie Schätze ehrten. So entstanden seltsam erscheinende Reliquien, die freilich nicht aus Aberglauben sondern aus Verehrung mitgenommen wurden.“

Bei dieser uns gar nicht so fremd anmutenden, wenn auch von religiösen Motiven geleiteten Souvenirfreudigkeit jener Zeit, verwundert es nicht, daß die seltsamsten Dinge die Reise ins Abendland mit antraten: Erde und Steine von biblischen Orten, Wasser aus dem Jordan, Dornen und Nägel und Holzteile, Textilien und andere Stoffe. Kostbarkeiten und gewöhnliche „Mitbringsel“, die erst kostbar wurden durch die Fassungen, die man ihnen gab, und dank der Frömmigkeit, auf die sie stießen.

Erinnerungsstücke, Geschenke, Beute? Diese Frage sollte nicht bedeutend sein gegenüber der Tatsache, daß die Schatzkammer der Grafen von Andechs unermäßig gewesen sein muß. Denn mit Sicherheit ging beim Untergang des Geschlechts der größte Teil der Schätze verloren. Was bis heute blieb, das ist, wenn auch von größter Kostbarkeit, ein unbedeutender Schimmer einstigen Glanzes. Was blieb — an dieser Stelle pflegen die Historiker mit viel Kleingeschriebenem zu arbeiten, und die Fußnoten überwuchern in den Büchern den Text. Nur gut, daß es Reste gibt von diesem einstigen Schatz. Man hätte ihn sonst längst fort-diskutiert und hinweggeschrieben: die Reformation und die Aufklärung oder preußische Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts.

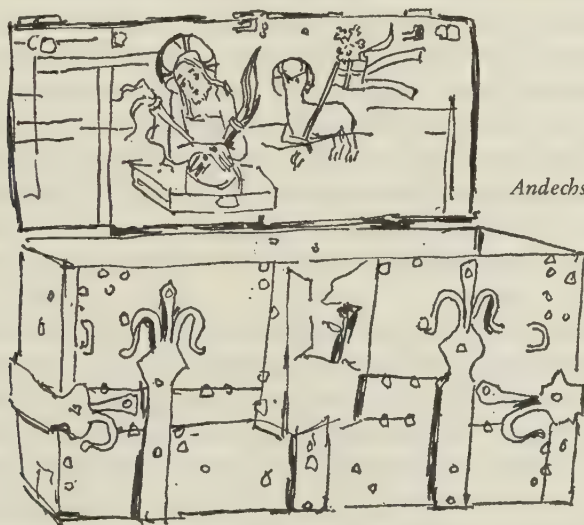


Mehr als hundert Jahre waren vergangen seit der Zerstörung der Burg der Grafen von Andechs. Reste aber zumindest der Burgkapelle blieben stehen. Und bestehen blieb im Bewußtsein des Volkes die Wallfahrt zum heiligen Schatz auf dem Berg Andechs. So erbaute das 14. Jahrhundert auf den Ruinen der Grafenzeit eine der heiligen Katharina geweihte Kapelle, neben der dann später wieder eine Kirche entstand, die wie die frühere Burgkapelle dem Patron der Kreuzfahrer, dem heiligen Nikolaus, geweiht war. Im berühmten „Andechser Missale“, einer süddeutschen Handschrift aus dem 10. Jahrhundert, überliefert ein späterer Eintrag die Existenz einer Kapelle auf dem Grund der ehemaligen Burg. Diese Legende erzählt: Eine blinde Frau aus Widdersberg habe zur Nachtzeit die Mahnung vernommen: „Wenn du dein Gesicht wiedererlangen willst, so gehe auf den Berg Andechs; zur linken Seite des Altares der seligsten Jungfrau wirst du einen Wacholderstrauch finden; ziehe denselben heraus, nimm die Erde an den Wurzeln des Strauches, berühre damit deine Augen und du wirst das Gesicht wiedererlangen.“ Die Frau wurde geheilt, so heißt es weiter. Wenn auch eine Legende — diese Geschichte bestätigt immerhin die Existenz einer sich in schlechtem Zustand befindenden Kapelle; andere Geschichtsquellen tun es auch. Jedenfalls muß zumindest ein Altar der alten Kapelle die Schleifung der Burg überstanden haben. Unter diesem Altar nämlich hatte die Familie der Grafen von Andechs oder deren Beauftragte Teile des Reliquienschatzes vor dem Zugriff der Wittelsbacher verborgen.

Die nun folgende „Begebenheit“ läßt keine der zahlreichen Chroniken des Klosters Andechs aus: die Geschichte von der Maus und dem Zettel. Ernsthafte Wissenschaftler allerdings haben soviel Angst vor dieser Maus, wie man sie gewöhnlich nur schreckhaften Frauenzimmern nachsagt — oder Leuten, die zuviel getrunken haben. Aber nein, — denn es war ein geistlicher Herr, der die berühmte Maus zuerst ausgemacht haben soll.

Die Maus und der Schatz der Grafen von Andechs. Das geflügelte Wort von der armen Kirchenmaus mußte Federn lassen bei diesem Vorfall. Es gab wohl kaum

je eine Maus, die über größerem Reichtum ihre Lagerstatt aufgeschlagen hatte, und ihn dann doch eines Tages preisgab. Freilich, da gibt es auch Historiker, die ihre Existenz, die der Maus, anzweifeln. Aber Historiker dürfen wohl keinen Humor haben. Das ist eine Frage des Berufes. Aber zur Maus von Andechs — trotzdem. Die Chronik notiert: „Als der Caplan Jakob Dachauer einmal die heilige Messe feierte, beobachtete er am Fuße des Altares eine Maus, welche einen Zettel, mit dem man heilige Reliquien zu versehen und zu unterscheiden pflegte, bei einer kleinen Öffnung der Altarstufen hervorbrachte.“



*Andechser Schatztruhe*

In den „Andechser Studien“ des Benedikt Kraft liest sich das so: „Infolge der Entdeckung eines sog. Reliquienzettels durch den Mönch Jakob Dachauer, der in der Kapelle zu Andechs die heilige Messe gelesen hatte, stellte gemäß den traditionellen Nachrichten eine vom Herzog hiez zu beauftragte Kommission weitere

Nachforschungen an und fand am Dienstag nach der Pfingstoktav (26. Mai) des Jahres 1388 unter dem Altar eine mit Eisen beschlagene Truhe. Diese enthielt, z. T. mit beiliegenden Zetteln, wichtige Reliquien, darunter einen Span vom Kreuz Christi und einen Zweig von der Dornenkrone, das sog. Siegeskreuz Karls des Großen und in einer Bleikapsel die heiligen drei Hostien.“

Bei aller Legendenhaftigkeit in der Rahmenhandlung dieser Geschichte: der Fund der Reliquien hat tatsächlich stattgefunden. Man kann sich ohne viel Mühe vorstellen, daß der Schatz großes Aufsehen erregte. Und der Herzog von Bayern sah keinen Anlaß, die Öffentlichkeit nicht zu informieren. Es liegt auf der Hand, daß in einer so wundergläubigen Zeit allerhand Herrschaften Anspruch erhoben auf diesen Schatz. Allen voran meldete sich das Benediktinerkloster von Ebersberg, dessen Mönche die Erlinger und Andechser Pfarrgeschäfte versahen. Doch der Abt von Ebersberg hatte bei seinem Interesse für den Schatz von Andechs durchaus materielle Gründe: sein Kloster, selbst mit bedeutenden Reliquien reich ausgestattet und der am meisten besuchte Wallfahrtsort Oberbayerns dieser Zeit, kannte den Nutzen solcher Kleinodien sehr wohl und scheute die Konkurrenz. Die Chronik von Andechs weiß auch dazu eine Legende zu erzählen:

„Nach den ältesten Berichten geschahen unmittelbar nach der Wiederauffindung der heiligen Reliquien solch' eine Menge von Wundern, daß deren Aufzeichnung nach dem Berichte der Chronisten zur Unmöglichkeit wurde. Einige dieser wunderbaren Vorfälle sind in der Kirche bildlich dargestellt. Der damalige Abt des Benediktinerklosters Ebersberg, Philipp Höhenberger (1385—1412), war der Meinung, der heilige Schatz fände in Ebersberg einen sichereren Verwahrungsort und bessere Verehrung und Pflege als zu Andechs und trug sich deshalb mit dem Plane, denselben nach Ebersberg zu überführen, wozu er sogar die Genehmigung des Herzog zu erwirken wußte. Allein sein Vorhaben kam nicht zur Ausführung, indem die heiligen Reliquien nicht wahrgenommen und gefunden werden konnten, wiewohl dieselben vor dem Abte auf dem Altare gestanden sein sollen.“

Allein, wie die Geschichte auch gewesen sein mag: der Ober stach, wie in Bayern bekannt, auch dieses Mal den Unter: die Herzöge von Bayern hatten den unerwarteten Nachlaß ihrer ehemaligen Feinde in der Hand und dachten wie alle Wittelsbacher zu real in diesen Dingen, um ihn je wieder wegzugeben. Sie hatten neben den schon genannten Gründen ganz aktuellen Anlaß, es nicht zu tun: der Residenzstadt München war ein sogenanntes „Jubeljahr“ vom Papst in Aussicht gestellt worden. Die gefundenen Reliquien konnten eine Möglichkeit sein, dieses begehrte und auch finanziell nicht uninteressante Ereignis nach München zu verlegen. Die Bayern hatten wegen dieses Jubeljahres immer wieder in Rom vorgesprochen. Bei einem dieser Rom-Besuche hatte übrigens dem Herzog Stefan das in Italien übliche Ave-Läuten so wohl in den Ohren geklungen, daß er bei seiner Rückkehr nach München diesen Brauch in Bayern augenblicklich einführte.

Johannes Turmair, der sich nach seiner Vaterstadt Abensberg Aventinus nannte, schreibt in seiner bayerischen Chronik zu den Vorgängen um den Schatz von Andechs: „Als herzog Steffan und die Fürsten von Baiern aus Italien und Frankreich wider herauf in Baiern haim kamen, da man zelet von Christi gepurt dreizehnhundert und neunundachtzig jar, ward das heiltumb zu Andechs gefunden von Jacob Dachauer . . . Ein maus trueg ein zedl heraus, daran stuend, wie under dem altar in der capell gros heiltumb solt verborgen liegen. Der maus wars die zedl abgejagt und also gegrabn, das heiltumb gefunden und gen München in die capellen gefüert in der alten vest umb sant Johannis tag zu sunnwenden. Und zu diser zeit sturben obg'nannt zwen päbst, Clemens der sibend, Urbanus der sechst, so miteinander päbst wolten sein. Warden aber zwen erwelt: Bonifacius der neunt hauset in Rom, Benedictus der dreizehend zu Avion in Frankreich. Bonifacius der neunt der gab den dreien brüedern, herzogen in Baiern, herzog Steffan, Fridrich und Johannsen, das gnadenreich jar, volle gnad und ablas von pein und schuld gen München von des grossen Hailtums von der drei Hostia wegen, auch das die bairischen fürsten seiner partei warn wider den Benedictum den dreizehenden, dem die Franzosen anhiengen.“



Der neugewählte und um Parteigänger bemühte Papst in Rom, Bonifaz IX., befand sich also in einer außerordentlich mißlichen Lage. Die katholische Kirche hatte zwei Päpste. Die Katholiken waren demnach in zwei getrennte, feindliche Lager gespalten. Die Mehrzahl von ihnen anerkannte zwar nach wie vor den Papst in Rom als Oberhaupt. Aber es gab genug Fürsten, die vom römischen Papst in irgendeiner Weise und irgendwann verärgert worden waren, und deshalb die „Konkurrenz“ im französischen Avignon willkommen hießen. Bayerns Fürsten machten sich diese verzwickte Situation zunutze, ergriffen für den Papst in Rom Partei, wie Aventin berichtet, und bekamen in diesem Streit, als Treue-Gabe sozusagen, das so begehrte Jubel- oder Gnadenjahr. Der Herzog ließ also den Schatz von Andechs in die Residenz nach München bringen. Zur Ausstellung des Schatzes wurden nach München gebracht, wie zeitgenössische Chronisten berichten: die Drei Hostien, ein Kreuzpartikel, eine Dornenreliquie, das „Siegeskreuz Karls des Großen“ und die „Marien tafel des Lukas“. Aufbewahrt und verehrt wurden die Andechser Heiligtümer in der im 19. Jahrhundert abgetragenen St.-Lorenz-Kapelle am Alten Hof. Schon vor dem eigentlichen Jubiläumsjahr, 1392, wurden die Reliquien für die öffentliche Weisung freigegeben und vom Volk verehrt. Die Chronisten sprechen von zahlreichen Wundern, die geschehen sein sollen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß viele Wallfahrer und Besucher von München, nachdem sie den Schatz in der Lorenzkapelle gesehen, von seiner merkwürdigen Auffindung gehört hatten, sich aufmachten nach Andechs, das wohl in jenen Jahren den Beinamen „Heiliger Berg“ erhielt.

Am 1. Februar 1392 wurde für München, als der ersten deutschen Stadt, der große, sonst nur in Rom zu erlangende „Jubelablaß“ verkündet. „Romfahrt ze München“ wird dieses Ereignis in Augsburger und Nürnberger Chroniken geheißen. Aventin schreibt darüber: „Und weret dise gnad von mitterfasten bis auf sant Peters kettenfeier, bei fünf monaten. Warn vierzig püesser und briester bestellt, die peicht hörten. Wer sibem tag zu München blieb, die vier kirchen (unser frauen, sant Peter, Anger, Spital) täglichen haimsuecht, alda sein wirdig

almusen lies, sein andacht verbracht, war entledigt von aller schuld und pein als ein neugeboren unschuldig kindlein. Man zaiget dreimal in der wochen das hailtum.“

Die wesentlichen Dinge dieses Jubeljahres sind genannt bei Aventin; die Kirchen zunächst: die beiden ältesten Pfarrkirchen Münchens, St. Peter und Unsere Liebe Frau, dann die Heilig-Geist-Kapelle beim Hospital und die Klarissenkirche St. Jakob am Anger. Diese vier Kirchen mußten an sieben Tagen wenigstens einmal



*Hl. Jakobus,  
München, St. Jakob am Anger*

besucht werden. Der Chronist Veit Arnpeck notiert: „Auch must jederman das heiltum sehen. Das zaiget man alle Wochen dreimal, wann des volks gar vil dar kam, als man schätzt, daß auf ain wochen wol 60 000 menschen dar kamen, wann es was guter frid auf allen strassen und alle ding wolfayl.“ Da ist von

60 000 Menschen die Rede und vom Geld, in Form von Almosen versteht sich; erst dann von der Andacht. Bei Aventin liest sich das ähnlich: „Es war damals ein seltsam unerhört ding in teutschen landen, darumb lief ständig vil volks zue, allerlai Teutsch und Winden; es kamen alle tag bei sechzig tausent menschen zesam.“

Sechzigtausend pro Tag oder in einer Woche, die Zahl muß jedenfalls so groß gewesen sein, daß es den Chronisten buchstäblich die Sprache verschlug. Es war vom Geld die Rede . . . Aber vielleicht sollte man vorher auch noch die Chronik von Andechs hören: „Man zählte nach übereinstimmendem Urtheile aller Zeitgenossen eine Menschenmasse in München von täglich sechzig Tausend. Vor den Heiligthümern aber, sobald dieselben ausgestellt waren, knieten in und außer der St. Jacobuskirche am Anger gewöhnlich zwanzigtausend Menschen. Zu den heiligen Communionen hatte man einen Metzen Hostien nöthig. Ein staunen-erregender Drang, nach München zu wallfahren, hatte sich aller Gemüther bemächtigt: selbst Nonnen wollten trotz ihrer Clausur dahin, was der Generalvicar Dürr am Kaulberg in Bamberg ihnen unter Strafe der Exkommunication und des Kerkers verbot. Die Wallfahrer brachten vieles Geld nach München; man behauptete, täglich ein Augsburger Metzen voll Regensburger Pfennige. Alles, alles, — sagt ein gleichzeitiger Chronist — wollte in den Himmel und dennoch war es eigentlich nur ums liebe Geld zu thun.

Das Wunderbarste bei diesem ungeheuren Menschenzudrang war aber, daß man von fast gar keinem Unfalle hörte, wozu die Errichtung der städtischen Schützen gewiß das Ihrige beigetragen hat. — Die Menge der zusammenströmenden Pilger zog auch eine Unmasse von Verkäufern und Händlern nach München; es entstand ein großer Markt auf und neben dem sogenannten Roßmarkt, welcher der Ablaßmarkt genannt wurde oder das Indultum, abgekürzt: die Dult, unter welchem Namen noch heute die beiden Münchner Jacobi- und Dreikönigsjahrmärkte abgehalten werden.“

In den „Andechser Studien“ heißt es zu diesem Thema: „Bei einem so bedeutsa-

men Volkszusammenlauf mußten 1392 entsprechend den Bestimmungen der Jubelablaßbulle auch zahlreiche Opfergelder fallen. Denn der Beitrag des einzelnen sollte, da ihm die Kosten einer Romreise erspart blieben, gemäß der Bulle grundsätzlich in der Höhe derselben sowie der in Rom geopfertem freiwilligen Gaben gehalten sein. Dabei hatte freilich eine Abstufung gemäß dem Vermögen des Ablassuchenden stattzufinden . . . Gemäß der Bulle sollte die geopfertem Geldsumme zur Hälfte dem Spital zum Heiligen Geist zwecks Herstellung und Unterhaltung der Kapelle und für Beköstigung der Armen, zur Hälfte aber nach Rom zum Besten der dortigen Jubiläums-Basiliken überwiesen werden.“

Die ernannten päpstlichen Kommissäre, die Bischöfe von Augsburg und Freising und der Stadtpfarrer von St. Peter in München, veranlaßten die Einnahmen von weiteren Opfergaben, die Münchner Kirchen zugute kommen sollten. Durch eine spätere Bestimmung wurde neben Kirchen in München auch das damals schon geplante Kloster in Andechs bei der Geldverteilung mitberücksichtigt. Daß auch der Herzog von Bayern nicht leer ausging, versteht sich von selbst. Die genaue Summe des damals von den Gläubigen geopfertem Geldes wird nirgendwo erwähnt. Vermerkt ist, daß von der Hälfte der Ablassgelder die vier römischen Hauptkirchen restauriert worden sind. Zwei Münchner Stadträte übrigens, die ihr Amt offenbar genau nahmen, wollten nicht zulassen, daß soviel schönes Geld außer Landes gehe; sie behielten einen Teil für die Münchner Kirchen zurück. Die Exkommunizierung belehrte sie, daß man dem Papst besser gibt, was des Papstes ist.

Die Stadt München aber, sie könnte, wenn man sich dessen dann noch erinnert, im Jahre 1992 ein auf der Welt wohl einmaliges Jubiläum feiern: 600 Jahre Fremdenverkehr in München. Wenn diese Welt doch dankbarer wäre — die bayerische Landeshauptstadt müßte statt des Münchner Kindls eine Maus in ihrem Wappen führen.



## V

### DAS KLOSTER AUF DEM HEILIGEN BERG

oder

„Eigen für alle Zeiten . . .“

Der Name Andechs, hochgerühmt einst in ganz Europa, geschmäht schließlich in Bayern und ausgelöscht dann — jetzt, nach guten 150 Jahren, war er wieder in aller Munde. Gar mancher hohe Herr, geistlicher und weltlicher Herkunft gleichermaßen, zeigte reges Interesse an den Reliquien, am „großen Heiltumb“, wie die Zeitgenossen zu sagen pflegten. Denn religiöse Neigung mußte herhalten bei den gezeigten Bemühungen um den Schatz; offenes materielles Interesse zu zeigen, wäre nicht fein gewesen. Es waren vornehme Herren, die sich bemühten: der Herzog Friedrich von Landshut zum Beispiel oder, auch jetzt wiederum und erst recht jetzt natürlich, der Abt von Ebersberg. Aber der bayerische Herzog in München hatte keine Lust, das goldene Kalb, das ihm zugelaufen war, wieder aus seinem Stall zu lassen.

Allerdings besaß der Herzog Einsehen und Pietät genug, um zu wissen, daß der einzig würdige Platz für das „Heiltum“ nur der Berg Andechs sein konnte, der seit jener Zeit wohl den ihm vom Volk verliehenen Beinamen „heiliger Berg“ führt. Der Schatz blieb nach der Ausstellung im Jubiläumsjahr von 1392 „ettlich zeyt von notturft wegen“ in München: auf dem heiligen Berg mangelte es an einer dem Schatz angemessenen würdigen Unterkunft, fehlte vor allem ein Gotteshaus, das ihn aufnehmen konnte und die mit Recht zu erwartenden Pilger. Fehlten schließlich, vorerst jedenfalls, die für die Wartung und Sicherung des Schatzes nötigen Hüter.

Aus den Geschichtsquellen geht hervor, daß irgendwann zwischen den Jahren

1392 und 1427 der Schatz nach Andechs zurückgebracht wurde. Möglicherweise fand dieser Transport im Jahre 1403 statt. Denn für den 23. September dieses Jahres vermeldet die herzogliche Kammer die Übergabe von Kostbarkeiten aus der Schatzkammer in München an den Pfleger von Pähl, zu dessen Pflugschaft der Berg Andechs gehörte. Sicher ist indessen, wie schon gesagt, daß mit dem Jahr 1427 der Rücktransport der Heiligtümer nach Andechs abgeschlossen war. Denn in diesem Jahr spricht eine päpstliche Bulle vom Vorhandensein des Schatzes in der Andechser Kirche, für die der Herzog als Patron der Kirche um Privilegien und Freiheiten beim Heiligen Stuhl in Rom nachgesucht hatte. Schon im Jubiläumsjahr ist in Dokumenten von einem „Kloster Andechs“ die Rede, das also damals offenbar vom Herzog schon geplant war.

In den „Andechser Studien“ wird vermerkt: „Daß die Gründung 1392 schon in die Wege geleitet war, zeigt außer den angedeuteten Verhandlungen besonders die Stiftung einer herzoglichen Kaplanei zu Andechs, die noch durch die Herzöge Stephan, Friedrich und Johann am 19. Juni (Montag nach Vitus) 1391 vorgenommen wurde. Es hatte nämlich Frau Katharina von Görz, Gemahlin des Herzogs Johann, vor ihrem Tod den Auftrag gegeben, ‚drey ewig täglich Meß‘ zu stiften, von denen sie eine für Andechs, die beiden anderen für München (Burgkapelle und Liebfrauenkirche) bestimmte. Dabei wurde vorgesehen, daß der jeweils fällige Dotationsbetrag ‚alle jar ainen igleichen Kapplan, der jtzu ist und auch noch alle künftigen zeitten wirt‘, aus einem Achtteil des großen Zolls zu München verabreicht werden.“ Übrigens trugen, wohl auf dieser Stiftung beruhend, die Äbte des Klosters später den Titel eines „Kaplan des Herzogs“.

In den auf das Gnadenjahr folgenden Jahren verbürgt die Überlieferung Stiftungen mancherlei Art, die dem künftigen Kloster zugute kommen sollten. Da ist die Rede von einer Stiftung des „Hanns des Greyffen von Greyffenberg“ an das „gotshaus zu Andess“. Vier Höfe in Erling samt allen Menschen und dem Zubehör schenkt der Herzog Johann von Bayern im Jahre 1394 dem „gotshaus und stift“; und er läßt hinzusetzen: „Eigen für alle Zeiten“.

Daß ein von herzoglicher und anderer Huld so offenkundig bedachter Ort auch geistliche Interessenten fand, kann nicht verwundern. Die Neigung des Klosters Ebersberg, den auf dem Berg Andechs entstehenden Wallfahrtsort unter die Fittiche zu nehmen, wurde schon mehrmals apostrophiert. Schließlich entdeckten auch die Augustiner-Chorherren aus Diessen ihre sowohl historisch als auch materiell verständliche Liebe zum Berg auf dem anderen Ufer des Ammersees. Die Chorherren müssen wohl vor allen Interessenten die besseren Argumente dem Herzog gegenüber gehabt haben. Denn dessen Schenkungsurkunde vom 16. September 1416 hält fest, daß „der brobst Jacob zu Diessen und sein Convent der egen. Capellen und des perges verweser iezo sind“.

Das neue Jahrhundert, dessen erste Jahre und Jahrzehnte unter dem unheilvollen Einfluß von Kriegen standen, entfaltete dann eine sehr große und allgemeine Baufreudigkeit in Bayern. Der von religiösen Impulsen gesteuerte neue Baustil der Gotik erfaßte naturgemäß hauptsächlich die Kirchen: man baute um und schuf Neues. Die Jakobskirche am Anger in München erstand, die Liebfrauenkirche in Ingolstadt, die Klosterkirche von Polling, St. Martin in Landshut. Die Georgskirche in Nördlingen wurde gebaut und St. Georg in Dinkelsbühl begonnen. Für Andechs faßt Herzog Ernst den Entschluß zum Bau einer Kirche. Als Bauherr hat der bayerische Herzog seine Sorgen, daß ihm bei allem Wohlwollen und Interesse für Andechs und seinen Schatz der geplante Kirchenbau zu teuer komme. Er macht sich das damals grassierende Ablass-Unwesen zunutze, um „Almosen“ für die gotische Hallenkirche zu sammeln. Der Herzog bekam auf diese Weise sein Geld, die Andechser und das nach Andechs strebende Volk eine Kirche, die Historiker dank verschiedener Ablassbriefe und sonstiger Schriftstücke, die gewechselt wurden, eine ziemlich genaue Datierung vom Bau der Kirche. Um das Jahr 1427 dürfte das neue Gotteshaus fertig geworden sein. Gegen Ende des Jahres 1427 bestätigte Papst Martin V. in der schon erwähnten Bulle der Andechser Kirche alle „Freiheiten, Exemptionen, Immunitäten und Ab-lässe“.





ETATIS LV.  
ABBATIS X.



Zu Schutz und Pflege der nach Andechs zurückgebrachten Heiligtümer und für die Betreuung der sich immer intensiver entwickelnden Wallfahrt war die Installation einer umfangreichen und dauernden Wallfahrtsseelsorge auf dem heiligen Berg unerlässlich. Wieder bot das Kloster Ebersberg seine Dienste an; Abt Philipp schlug vor, den Schatz der Einfachheit halber nach Ebersberg bringen zu lassen. Um dieses Problem ein für allemal aus der Welt zu schaffen, gründete Herzog Ernst mit Zustimmung des Basler Konzils in Andechs „ain stift und collegium ains brobsts und sechs korhern, laypriestern . . .“. Der herzogliche Stiftungsbrief zählt eine lange Liste von Dotationen an Rechten und Gütern auf, die kurioserweise manchen Besitz beinhalten, den die Wittelsbacher vor nicht ganz zweihundert Jahren von den Herzögen Andechs-Meranien „geerbt“ hatten. Trotzdem scheint die Ausstattung des Stiftes mangelhaft gewesen zu sein, denn die Chorherren hatten größte Mühe, sich und das ihnen anvertraute Gut über Wasser zu halten.

Und da gab es auch Gründe anderer Art, die schließlich die Ablösung der Chorherren führten, Abt Hugo Lang nennt sie: „Die neuen Betreuer walteten freilich ihres Amtes nicht allzu beflissen. Der letzte der Pröbste z. B., ein Großonkel des Willibald Pirkheimer, war ein Pfründenjäger. Mit Mühe ließ sich eine tägliche heilige Messe gewährleisten. Die Andacht des Volkes erforderte begreiflicherweise ein Mehr.“

Dieses „Mehr“ forderte von Andechs aber nicht nur „die Andacht des Volkes“. Schon bald, nachdem er den Willen seines Vaters, die Errichtung eines Chorherrenstiftes auf Andechs vollzogen hatte, sah sich Herzog Albrecht III. nach neuen Möglichkeiten für den heiligen Berg um. Innen- und kirchenpolitische Motive leiteten Albrecht gleichermaßen. Über das Kloster Ebersberg, das Rechte auf den Andechser Zehnten besaß, hatte seit der Dreiteilung Bayerns (München, Ingolstadt, Landshut) der Ingolstädter Herzog Einfluß auf Andechs und den Schatz, dessen politische, kirchenpolitische und finanzielle Möglichkeiten der Nutzbarmachung die Münchner Ausstellung gezeigt hatte. Außerdem besaßen

die Münchner Herzöge kein, damals zum Ansehen gehörendes, Familienkloster, das neben anderen Aufgaben, von denen gleich die Rede sein wird, die Pflicht hatte, eine dem Herrscherhaus möglichst wohlwollende Chronik zu verfassen.

Die „Andechser Studien“ vermerken zu diesem Thema weiter: „Das Ziel war die Schaffung eines angesehenen, finanziell kräftigen und von Fremden gänzlich unabhängigen Familienklosters, das unter dem besonderen Schutz der Herzöge stand und einen wichtigen, praktisch und finanziell nutzbaren Stützpunkt zur Festigung der Landesmacht darstellte . . . Um Andechs äußerlich und innerlich zu einer wirklichen Höhe zu führen und zu einem Familienkloster in seinem Sinn auszugestalten, wollte er, vom Konzil zu Basel mit allgemeinen Vollmachten zur Klosterreform ausgestattet, auf Andechs zunächst ein genügendes Klostergebäude erstellen und dann es mit regulierten Chorherrn statt der weltlichen besiedeln. Die weitere Absicht ging darauf, auch seine Söhne auf den Berg zu bringen, damit sie dort unterwiesen und erzogen würden . . . Sie setzte nicht nur eine gute Schule für die Klosterinsassen voraus, sondern erforderte zugleich eine solche für weltliche Jünglinge, die nach Vollendung ihrer Lernzeit wieder zu den Eltern zurückkehrten . . . Schließlich ging die Absicht Albrechts im Hinblick auf das Familienkloster so weit, daß er sowohl für sich als auch für seine nächsten Familienangehörigen eine letzte Ruhestätte auf dem Hl. Berg begehrte. Da aber das Kloster Indersdorf, besonders sein ausgezeichnete Propst Rothuet, einer Besiedlung des Berges Andechs und dem notwendigen Um- und Neubau durch seine Mönche sehr wenig geneigt war, empfahl es dem Herzog den Benediktinerorden, obwohl Albrecht gerade diesen für weniger ‚füglich‘ hielt.“ Vorerst jedenfalls stattete er das Stift mit weiteren Schenkungen aus, um seinem Werk die gewünschte materielle Unabhängigkeit und Sicherheit zu gewährleisten.

Einer der prominentesten Kirchenfürsten der Zeit zwischen Mittelalter und Neuzeit, der Kardinal Nikolaus von Kues, steht auf der Schwelle, als der Berg

Andechs in eine neue Zeit eintritt. Egon Friedell schreibt in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ über den Kirchenfürsten aus dem lebenslustigen Moselstädtchen Kues: „Ein bedächtiger Bewahrer des Alten und feuriger Verkünder des Neuen, Weltmann und Gottsucher, Ketzer und Kardinal, der letzte Scholastiker und der erste Moderne.“ Ihm, der mit Albrecht III. befreundet war, gelang es schließlich, den Bayernherzog endgültig für den Benediktinerorden einzunehmen. Auf dem Konzil von Basel glückte es dem Kardinallegaten des Papstes, unter anderem eine Reform des Benediktinerordens durchzusetzen, deren süddeutsches Zentrum das Kloster Melk an der Donau wurde. Als Visitator für die bayerischen Klöster wurde der Tegernseer Abt Kaspar Ayndorffer bestimmt. Nach einem Besuch des Nikolaus von Kues zusammen mit Herzog Albrecht Ende März 1451 in Andechs, vermittelte der Kardinal dem Herzog die Zustimmung des Papstes zur Gründung eines Benediktinerklosters. Die Bedingungen aus Rom lauteten: Errichtung aller für ein Kloster wichtigen Gebäude, genügende Versorgung der Stiftung durch Güter und Übertragung der Besitzungen des Chorherrenstiftes auf das zu gründende Kloster. Auch die Zustimmung der Chorherren zur Neugründung war vorausgesetzt. Durch einen Kommissär ließ der Papst nach Fertigstellung des Klosterbaues alles überprüfen. „Nach Feststellung dieser Umstände“, so steht es in den Andechser Studien, „wurde die Errichtung des Benediktinerklosters in Gegenwart des Herzogs Albrecht III., von zahlreichen Adeligen und Prälaten, darunter des Abtes Kaspar von Tegernsee, auf Ersuchen des herzoglichen Prokurators am 17. März 1455 formell und feierlich vollzogen.“

Die Anwesenheit des Tegernseer Abtes bei der Klostergründung in Andechs hatte gute Gründe: sein Kloster, als Zentrum der Melker Reformbewegung in Bayern, war dazu ausersehen, dem neuen Kloster die Mönche und den ersten Abt zu stellen. Bei Benedikt Kraft heißt es: „Wenige Tage nach dem Vollzug der Andechser Neugründung, nämlich am Georgifest 1455, traten sieben Benediktiner aus Tegernsee an die Stelle der entfernten Chorherren. Ihr bisheriger



Abt, der durch glanzvolle Tätigkeit berühmte Kaspar Ayndorffer, gab sie, nachdem er sich lange gesträubt und lieber neue Kandidaten gewonnen hätte, nur ungern — gleichsam als letztes Werk seiner Reformtätigkeit — an das Stift des heiligen Berges ab. Ähnlich verließen die nach Andechs abgestellten Mönche und besonders ihr späterer Abt P. Eberhard Stöckl wenig freudig die alte Heimat und kehrten z. T. schon nach wenigen Jahren wieder zurück.“

Drei Jahre nach der Gründung wählten die Mönche am 20. Juli 1458 P. Eberhard Stöckl zu ihrem Abt. Vom gleichen Jahr datiert die Stiftungsurkunde Herzog Albrechts III., in der es u. a. heißt: „Es soll auch dasselbig würdig Hailthumb das daselbs gefunden, auch von unsern Vorfordern von uns oder von andern frommen Christen Menschen dahin kommen oder geben worden ist, oder was Hailthumb noch hinfür dahin kam oder geben würde mit seiner zierd an derselben statt, bey unser Stifft ewigklich bleiben und von niemand dannen geben, gefüret noch entfrembt werden. Angesehen daß es von etlichen Hayligen Vättern den Bäpsten bey schweren Pennen verboten ist . . .“

Als „Residenz“ in der Herzogstadt München erhielten die Mönche von Andechs die vormalige, zu einer Kirche umgebaute jüdische Synagoge. Der Herzog hatte das als Gruftkirche bekannte Haus von seinem Leibarzt Dr. Hartlieb umbauen lassen. Dieser Dr. Hartlieb war dem Herzog Albrecht III. Arzt, Vertrauter und Privatsekretär. Daß er sein Sohn war, aus der Ehe mit der unglücklichen Agnes Bernauer, wird verschiedentlich angedeutet. In dieser Gruftkirche, die von der Säkularisation zerstört wurde, befand sich ein Bild der schmerzhaften Muttergottes, das in Salmdorf erhalten blieb und in die Kunstgeschichte einging als „Salmdorfer Vesperbild“: eine Plastik von schier unerträglicher gotischer Expression, ein leidenschaftlicher Naturalismus der Religiösen.

Am 29. Februar des Jahres 1460 starb Herzog Albrecht III. Wie es sein Wunsch war, wurde er in der Andechser Klosterkirche zur Ruhe gelegt; nicht zur letzten, denn es kam die Säkularisation: sie zerstörte sein Grab und schändete das Kloster seiner Familie.



*Salmdorf,  
Vesperbild  
(„Salmdorfer  
Madonna“)*

War er ein frommer Mann, wie sein Beiname ihn ausweist? „Ein frommer, weiser christenlicher Fürst, und Liebhaber des Friedens.“ So stand es einst auf seinem Grabmal aus rotem Marmor. Wollten sein Vater, der Herzog Ernst, und er Sühne tun für den Tod der Bernauerin, der geliebten Frau und unerwünschten Schwiegertochter? Es führt kein Weg ins Herz dieser gotischen Menschen. Und Chroniken pflegen diskret zu sein, wenn es um das Seelenleben ihrer Fürsten geht. Segen oder Fluch, Berechnung oder Sühne oder Frömmigkeit, wie die Überlieferung es will, — die Gründung des Bayernherzogs trug ihre Früchte: am Himmelfahrtstag 1455 verzeichnet der Chronist an die 40 000 Pilger.

Es ist verständlich, daß im Andechs der „Gründerjahre“ Tegernseer Art vorherrschte in der Lebensweise, in der Kunst und in der Art des Gottesdienstes. Aber wie die Kirche von Andechs ganz gebaut war nach den Bedürfnissen der Wallfahrt, so richtete sich das neue Kloster bald aus als Wallfahrtsort und als Ziel seiner Pilger: Seelsorge und Predigt, Hüter des Heiligtums, Kloster des herzoglichen Hauses. Man war bemüht, Privilegien zu bewahren und zu bekommen, Güter zu erwerben und zu erhalten.

Die Sorge um das Materielle. Es wird viel von diesen Dingen die Rede sein müssen im weiteren Verlauf dieses Kapitels. Die Benediktiner haben neben ihrem persönlichen Gelübde der Armut immer den Sinn gehabt für das Nötige.

Es ist eine Kleinigkeit, eine sehr typische aber für den Geist, der dieses Kloster von Anfang an beherrschte, die Geschichte mit dem Wappen: ein blaues Feld, ein gelber schreitender Löwe über einem gelben Adler — das Wappen der Grafen von Andechs. Das von einem Wittelsbacher gegründete Kloster übernahm dieses Wappen. Das Konventsiegel allerdings versah man zusätzlich mit einer Abbildung der heiligen drei Hostien. Andechs hat so seine Art: sehr bayrisch, sicherlich, doch nur soweit die Eigenwilligkeit nicht darunter leidet.

Doch die Geschichte baut die Brücken, wenn man in der Landschaft der Historie sich zu verlieren droht. Die Chronik des Hauses vermeldet, auf dem Boden der Tatsachen stehend für das Jahr 1498:

„Schon das Jahr 1498 hatte vornehme Gäste auf den heiligen Berg gebracht, nämlich den Herzog Wolfgang und den Fürstbischof von Freising, Philipp Pfalzgraf bei Rhein, Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Über ihre Anwesenheit bemerkte der Chronist nur, daß Herzog Wolfgang 20 Gulden und



*Aus einer Inkunabel des 15. Jahrhunderts:  
Wappen der Bayerischen Herzöge — Wappen des Andechser Konvents*

der Fürstbischof Philipp 10 Gulden in den Opferstock gelegt habe. Während des Reichstages, den Kaiser Maximilian im selben Jahr nach Augsburg berufen, bei dem sich etwa fünfzig Reichsfürsten versammelt hatten, machte der Kaiser mit Herzog Albert, dem Erzbischof Ernst von Magdeburg und dem Herzog von Sachsen einen Ausflug auf den heiligen Berg, wo sie die Zeit vorzüglich der Verehrung der heiligen Reliquien widmeten . . . Im Frühling berief der Kaiser eine Reichsversammlung nach Innsbruck; es handelte sich um einen Krieg gegen die Republik Venedig, der jedoch glücklich vermittelt wurde; es wird desselben hier



deswegen gedacht, weil an das Kloster die Aufforderung zu einem Betrage von 6 Gulden erging. — Als im Jahre 1511 der Reichstag in Augsburg versammelt war, benützte Kaiser Maximilian wiederum diesen Anlaß, den heiligen Berg mit seiner Gegenwart zu beehren, um daselbst Gottes Segen für die Angelegenheiten seiner Regierung zu erflehen. — Für die aufgewendete Mühe etc. entschädigte er das Kloster mit einem Geschenke von 22 Gulden. —

Es wurde nothwendig, einen zweiten Band für das Einschreiben der Gnaden und wunderbaren Gebetserhörungen anzulegen, und denselben mit dem ersten in der Bibliothek zu verwahren, der bisher altem Herkommen gemäß öffentlich, an einer Kette befestiget, in der Kirche ausgestellt, aber durch die fromme Neugier der Wallfahrer stark beschädigt war, weßwegen man es für räthlicher erachtete, denselben nicht mehr öffentlich auszustellen, sondern besser zu verwahren und gleichwohl jedermann, der wollte, zu gestatten, von demselben Einsicht zu nehmen.“

Im Jahre 1521 starb mit Johann von Schrattenbach der erste Abt, der aus den Reihen des Andechser Konvents gekommen war. Das Kloster wählte sich den Prior, Christoph Riedter von Bocksberg, zum neuen Abt. In diesen Jahren wird die monotone Reihe von Grunderwerbungen, der Aufzählungen von kaiserlichen und herzoglichen Gunsterweisen, von Lehensstreitigkeiten und Baugeschichten unterbrochen durch eine Notiz ganz anderer Art:

„Auch die Anfänge der Reformation machten schon damals ihren Einfluß wenigstens theilweise bis in diese Gegenden bemerkbar. Abt Christoph suchte denselben durch Hebung der Studien zu begegnen. Zu diesem Zwecke verwendete er bedeutende Summen auf die Vermehrung der Bibliothek, abgesehen von einigen minder wichtigen Gutserwerbungen. Außerdem glaubte er durch manche Erleichterung im klösterlichen Leben den Geist der Zufriedenheit befestigen zu können. So erwirkte er im Jahre 1524 dem klösterlichen Herkommen zuwider die Dispense, Fleischspeisen genießen zu dürfen; auch zwölf silberne Trinkbecher wurden angeschafft.“

Es mag gestattet sein, das erste Säkulum im Leben dieses, für bayerische Verhältnisse jungen Klosters zu beobachten aus der Sicht zweier Andechser Geschichtsschreiber unserer Zeit. Der redegewaltige und volksnahe Abt Hugo Lang schreibt:

„Das erste Jahrhundert benediktinischen Lebens erlaubte keinem der rasch sich ablösenden Äbte oder Administratoren eine sehr glückliche Regierung. Die Zahl der Konventualen schmolz zusammen. Das Haus geriet in Verfall, dem erst der 1588 aus Ottobeuren gerufene David Aichler Einhalt gebot. Im Jahre 1600 wählten die Andechser endlich wieder einen Abt aus dem eigenen Haus, der zum ‚allerbesten Prälaten‘ des Herzogtums werden sollte, Johannes V. Chrysosthomus Huttler. Seine Leistungen ermöglichten Abt Michael Einslin, der nach zehn Jahren ihm folgte, das kleine Kloster zu ganz unverhältnismäßiger Bedeutung zu erheben. Bis zur Säkularisation werden nunmehr die verschiedensten Wissenschaften dort eine großartige Pflege erfahren, und der Berg wird an alle möglichen hohen Schulen des In- und Auslandes die tüchtigsten Professoren geradezu ausstrahlen. Der Abt von Andechs wird Mitbegründer und Kurator der großartigen Salzburger Benediktiner-Universität, sein Pater Mathäus Weiß ihr zweiter Rektor, und auf zwei Jahrhunderte hinaus wird man dort immer wieder Andechser Mönche als Hörer und Lehrer tätig finden. Zehn Jahre lang beteiligten sich die Mitbrüder an der Rekatholisierung der von Herrschafts- und Konfessionswechsel hart mitgenommenen Oberpfalz, zur großen Freude des armen Volkes, zu viel geringerer Freude eifersüchtiger Missionare aus anderen Orden. Energisch wirkte Abt Michael für den Zusammenschluß aller bayerischen Abteien zu einer Kongregation, wofür ihm jedoch der Augsburger Bischof Gefangenschaft und große Seelennot antat.“

P. Romuald Bauerreiß, der Nestor der bayerischen Kirchenhistoriker, mag, wenn es gestattet ist, den Faden hier aufnehmen, bei einem Anliegen, das immer aktuell sein wird, solange es Bischöfe gibt und Klöster:

„Als ein weitschauender Geist sah er nicht nur die Belange seines Klosters, son-

dern der ganzen großen und ehrwürdigen Jüngerschaft St. Benedikts und erkannte, daß das kostbare Gut der libertas ecclesiae für den alten Orden mit seinen Eigenarten gegenüber der bischöflichen Gewalt ebenso lebenswichtig war, wie der länderweise Zusammenschluß der Klöster in sogenannte „Kongregationen“ die Gefahr der Vereinsamung der einzelnen Klöster steuerte. So wurde Abt Einslin einer der ersten und entschiedensten Vorkämpfer des Zusammenschlußgedankens wie der Exemption (Herausnahme aus der bischöflichen Gewalt). Nur das Eingreifen Kurfürst Maximilians, dem so viel an Andechs gelegen war, konnte den Konflikt zwischen ihm und dem Augsburger Bischof schließlich beseitigen, der zu Gunsten des Benediktinerordens entschieden wurde.“

Das neue Jahrhundert zog herauf. Und in der Chronik von Andechs findet sich der Eintrag: „Im Jahre 1608 erging ein Militäraufgebot, dem zufolge das Kloster drei ausgerüstete Mann mit Pferd nach München liefern mußte . . .“. Der lange, große Krieg schickte seine Boten.

## DER DREISSIGJÄHRIGE KRIEG

oder

„Ein Wunder, dieser Maurus!“

Zu den kostbarsten Schätzen des Klosters Andechs — wenngleich ein „Schatz“ ganz anderer Art — zählt das Tagebuch des Abtes Maurus Friesenegger aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Ein Dokument, bislang nur den Eingeweihten völlig bekannt, und bedeutsam genug, in charakteristischen Auszügen hier abgedruckt zu werden.

Als Subprior des Klosters auf dem heiligen Berg beginnt P. Maurus Friesenegger sein Tagebuch. Bald darauf wird er Prior und mitten im Krieg Abt von Andechs. „Er saß fast immer über den Büchern und war jederzeit ein besonderer Gönner wissenschaftlichen Strebens“, so charakterisieren ihn die Zeitgenossen und vergessen nicht zu bemerken, daß er ein guter Mönch gewesen. Also nicht unbedingt der Typ, dem man in kriegesischen Zeiten ein gefährdetes Kloster anvertraut. Vielleicht war es gerade seine Besonnenheit, die das Schlimmste immer noch abwenden konnte, und die Wahl des Konvents rechtfertigte. Seine Nüchternheit und eine eminente schriftstellerische Begabung, leidenschaftlich, wo es das Thema verlangte, und objektiv. Erinnert man sich der in jener Zeit modernen umständlich-schwülstigen Elaborate, dann erst weiß man die Art seiner Berichterstattung zu würdigen. Der Kriegsberichterstatte vom Orden des heiligen Benedikt, ein Kuriosum in der sicherlich nicht ärmlichen Geschichte des heiligen Berges.

Ein Kriegsbericht, einer von vielen, die überliefert sind. Ein kleines Kapitel aus dem großen Buch eines langen, grausamen Krieges. Das letzte Mal, daß An-



dehser Chronik gleichzeitig bayerische, deutsche und europäische Geschichte werden konnte.

Aus dem Tagebuch des Abtes Maurus Friesenegger also; beginnend mit dem Jahre

1627

„Anno 1627 war vom Anfang des April-Monats bis auf das Fest der heiligen Apostel Peter und Paul sehr unfreundliches Wetter, so daß kaum zwei oder drei Tage von beständigem Regen, ungestümen Winden und Schnee unterbrochen waren, dabei eine Kälte, die man kaum jemals wußte, und am St. Johann-Tag großer Schnee, welches alles für die Früchte große Besorgniß verursachte . . . Zur Herbstwallfahrt kamen fast keine Wallfahrer nach hl. Berg, weil sich an vielen Orten eine Pest-Art zeigte.“

1628

„Obwohl die Dorfwachen ausgestellt waren, und auch den Wallfahrern verboten war, in dem Dorfe (Erling) zu übernachten, außer sie hatten nach ausgehaltenen Examen und abgelegten Eid, daß sie nicht aus angesteckten Orten kommen, schriftliche und gerichtliche Erlaubniß hiezu; so konnte man doch nicht verhüten, daß die Pest einschlich.“

1629

„Dieses Jahr war an Feldfrüchten sehr gesegnet, und ersetzte in etwas die zwei vergangenen minder gesegneten Jahre . . . Den 16. Oktober sah man eine wunderliche Lufterscheinung, die eben so viel Schrecken wie Auslegung verursachte. Abend von sieben bis neun Uhr war gegen Norden im Horizont im Kreise herum, ein schwarzer dicker Nebel, aus welchem weiße und lichte Wolken, die

die Nacht heller und lichter machten als der Vollmond, obwohl gar kein Mond am Himmel war, aufstiegen, gegeneinander liefen, und miteinander zu streiten schienen, nicht anders, als wie der Rauch von losgebrannten Kanonen aufsteigt, nur mit dem Unterschiede, daß man keinen Knall hörte.“

1630

„Auf dem Vorabend des neuen Jahres wurde wieder ein vollkommenes Jubiläum verkündet, welches Papst Urban VIII. auf vierzehn Tage zu Abwendung aller, besonders der Kriegsübel verliehen hat. Am 5. Februar wurden mehrmals fürchterliche Luftercheinungen gesehen, wie voriges Jahr.

Im Monat Juli brach nicht nur in Bayern, sondern auch in Schwaben eine fürchterliche Viehseuche aus, die aller Orten sehr viel Vieh und noch mehr Pferde weggraffte; und nicht genug, man fand auch in den Wäldern vielfältig todte Hirschen, Schweine und anderes Wildbrät. Da der Krieg immer fürchterlicher zu werden, und uns näher zu kommen schien, wurde in unserer ganzen Diöcese vierzigstündiges Gebet anbefohlen, welche vierzig Stunden auf die folgenden Sonn- und Feiertage vertheilt wurden . . .“

1631

„Nachdem im Monat September der König von Schweden die kaiserliche und bayrische Armee in Sachsen geschlagen und zerstreut, wie auch die angrenzenden Landschaften, wohin ihn die Ketzler wo nicht berufen, doch gerne eingelassen hatten, unter seine Gewalt gebracht; so drohte und marschirte er wirklich auf Bajern zu mit größter Furcht und Schrecken des Landes. Churfürst Maximilian ließ eilend den Ausschuß seiner Land-Militz aufbieten, um die bayerischen Grenzen zu besetzen . . .

Den 15. Oktober wurde der Herr Prälat eilends nach München berufen, und der Bote erzählte, daß in München alles in größter Bestürzung und Verwirrung

sey. In Abwesenheit des Herrn Prälaten ging der P. Prior um Mitternacht dahin ab. Der Churfürst empfing ihn bei der Hand, und sagte, daß der ketzerische Theil von Augsburg den Schwedenkönig um Hilfstruppen angerufen und der



König diesselben auch zugesagt habe. Es sei also ein Einfall in Bajern zu befürchten, und der heilige Berg möchte den Schatz und andere Kostbarkeiten in dessen zusammenpacken, um Alles seiner Zeit in Sicherheit zu bringen . . .“

1632

„Den 16. Februar erging der churfürstliche Befehl an den Herrn Prälaten zu heilig Berg, die hl. Reliquien alsbald wieder auszupacken, und an ihren Ort zu stellen, um dem Volk die überflüssige Furcht zu benehmen, welches allgemeine Freud und Hoffnung der Sicherheit für Bajern versprach.

Allein da der Feind sich zurückzuziehen schien, nahm er unversehens, ohne allen Widerstand, ja gewünscht und gerufen Nürnberg ein, und ging den 5. April auf Donauwörth los, um in Bajern einzubrechen. Der Churfürst versammelte geschwind sein Militär und eilte nach Ingolstadt. Nach hl. Berg kamen eingehändige Briefe des Churfürsten, den hl. Schatz ohne Verweilung in Sicherheit zu bringen. Die Gefäße wurden in Kisten gelegt, und auf Wagen geladen, die ausgenommenen Reliquien aber getragen. Der P. Prior begleitete den Schatz bis

nach Burghausen. Der Herr Prälat trug die hl. drei Hostien auf seiner Brust bis nach München. Die folgenden Tage und Wochen wurden in lauter Jammer, Furcht und Elend zugebracht; bald hieß es, der Feind habe Donauwörth, Augsburg, Friedberg besetzt, ja er habe schon die Amper passirt, befinde sich schon in Seefeld. Im Kloster befanden sich so nur mehr zwey Herrn, und die Erlinger brachten die Nächte meistens in den Wäldern zu. Weil man aber öfters von Briefen und Erzählungen betrogen ward, so machte Weilheim, hl. Berg und Seefeld gemeinschaftliche Sache, und besetzten mit 700 Mann die Brücke zu Stegen, theils den Übergang der Feinde auszuspähen, theils den Freibeutern Einhalt zu thun.

Den 20. April ergab sich Augsburg ohne Schwertstreich den Schweden. Von unten herauf hat der Feind schon wirklich Regensburg, Landshut, Moosburg und Freysing besetzt, und aller Orten mit unerschwinglichen Schatzungen, Verwüsten, Brennen und Mordenübel gehaust. Zur Überzeugung dieser Wahrheit sah man alle Nächte von Weitem vier, fünf und noch mehr Feuersbrünste . . .

Den 18. Mai kamen früh morgens sechzehn Reiter vor das Thor des Klosters hl. Berg, und da sie nicht gleich eingelassen wurden, hieben sie das Thor mit Hacken und Gewalt ein, und nur mit Mühe retteten sich die zwei Herrn, Hausmeister und Pfarrer mit den Bedienten, die noch da waren, durch den Garten in das Kienthal, und nahmen die Flucht weiter an den See, wo schon eine Menge Leute und Kinder weineten und heulten, nach Dießen. Der Eine trug ein Brod, der Andere ein Bett, die Mehrern nichts als weinende Kinder.

Die ersten besagten feindlichen Reiter blieben nicht länger als zwei Stunden, raubten 26 Pferde und das Bessere, was sie im Kloster fanden, und gingen damit davon. Um 9 Uhr kamen mehrere andere, raubten mehrmal, und wurden von einigen Reitern, die von Weilheim kamen, in die Flucht gejaget und zwei davon getödtet. Die Weilheimer zogen als Sieger in's Kloster ein, raubten mit, und gingen von Wein und Bier voll trinken nach Haus, und überließen Kloster und Dorf ihrem Schicksal . . .



Was sich in der Zeit von drei Wochen und darüber bei Anwesenheit des Feindes in hl. Berg zugetragen, hat sich nach der Hand, nach dem Abzug der Schweden, und der Zurückkunft einiger Domestiken und Geistlichen vorgefunden.

Das Gotteshaus war voll Gestank und Pferdemist, auf den Altären Überbleibsel von Futter, die Opferstöcke alle zerbrochen, und die Grabstätte des Stifters geöffnet. Jedoch waren die Altäre und die Bildnisse derselben alle unverletzt, ausgenommen das Bildniß des hl. Rasso. Was an Kirchenwäsche und Paramenten geraubt worden, ist von keinem großen Werth, da alles Bessere aus dem Wege geräumt worden. Was aber verwunderlich ist, das hat sich mit dem Muttergottesbilde, das dermal auf dem oberen Hochaltar stehet, dortmal aber anstatt des wunderlichen Bildnisses derselben, das in die Sicherheit gebracht worden, auf dem unteren Choraltar gestanden, zugetragen hat. Dieß Bildniß konnte nämlich mit keiner Gewalt von der Stelle, wo es ganz frei stand, bewegt und herabgeworfen werden, wie es die Heiligen-Lästerer mit allen Kräften verlangten. Da dann solches aus Bewunderung der Sache, und in Meinung, daß hinter diesem Bilde ein Schatz verborgen worden, dem Obersten zu Ohren gebracht worden, so hat solcher von dem, was schon vorbeigangen, unterrichtet, verboten, weiters Hand an das Bild anzulegen, mit dem Zusatze, daß ihres Königs Wille nicht sey, mit den Bildern der Heiligen Krieg zu führen; welches alles dieser selbst, im Kloster Ettal, wohin er beordert worden, frei erzählt hat, obschon er ein guter Ketzler war . . .

Ebenso wunderbarlich ist es auch, daß das Klostergebäude, wo die Feinde öfters und an mehreren Orten Feuer angeleget, um der Wallfahrt zu Trotz, dasselbe ganz zu verheeren, wie die Ketzler von Augsburg, Ulm und Nürnberg verlangten, niemals Feuer gefangen habe, so daß sich die Gottlosen nach der Hand selbst wunderten, die Sache an mehreren Orten erzählten, und auch zu Herrsching fragten, was dann das für ein Ort sey, das kein Feuer fange . . .

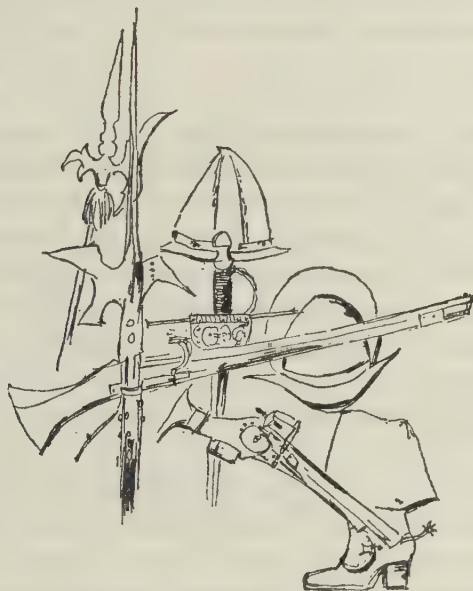
Unter der Zeit thaten sich die Machtfelger Bauern mit mehr Andern in der Gegend zusammen, versahen sich mit Waffen, und wollten die Berauschten und







schlafenden Freybeuter zu Herrsching nächtlicher Weile überfallen, morden, und die Beute ihnen abjagen; allein die Herrschinger drohten, der Gewalt mit Gewalt zu widerstehen, und für ihre besten Freunde und angenehmsten Gäste, wie sie die Schweden nannten, zu streiten, und schickten die Bauern nach Haus. Und in der That lebten die Herrschinger vielfältig von der Beute derlei Freybeuter.



Bald hernach kam ein Herrschinger und begehrte Bier für neu angekommene Schweden, die bald selbst nachkommen werden, mit den größten Drohungen auf den Weigerungsfall; die Heiligenberger packten wieder zusammen und die Erlinger flohen in ihre Wälder. Und nach der Hand erfuhr man, daß es nichts als ein abgeredeter Handel und ein Gewette war unter einigen nassen Zechbrüdern, ob sich noch einer ein Bier vom hl. Berg zu erhalten getraue . . .“



„Den Anfang dieses Jahres lebten wir etwas ruhiger, jedoch immer in Furcht, weil sich die Schweden in Augsburg und andern Reichsstädten noch immer festhielten; zu Erling war nichts mehr in den Häusern als Noth. Die Hälfte Häuser lag in Asche, die andern hatten vielfältig kein Dach und keinen Mantel; und die Gärten keine Planke, keinen Zaun; welches alles die feindlichen Wachtfeuer verzehrt hatten . . .

Den 9. Mai kamen mehrmal acht Reiter von Schongau herab in das Dorf zu übernachten. Man mußte ihnen vom Dorfe eine Kuh und vom Kloster alles Bier zur Verpflegung geben. Indessen machten sie zu Ramsen und Machtlfing Beute, und durchsuchten auch das Kienthal, wo die Erlinger sich hingeflüchtet haben, wo sie aber mit Steinen und Prügeln zurückgetrieben wurden . . . Sogar im Dezember, wo doch eine ungewöhnliche Kälte war, hatten wir keine Ruhe . . .

Den 14. kam unser Fischer von Stegen zurück und erzählte, daß dort einige Reiter angekommen und gefragt haben, wie weit der hl. Berg, wie weit Seefeld, Diessen, Weilheim entlegen, ob zu hl. Berg der Prälat, zu Seefeld der Baron zu Hause seyen; und das machte uns wieder auf die Flucht denken und bereiten . . .

Den 21. begann früh um 9 Uhr der Durchmarsch, und wir sahen vor Nacht kein Ende . . . Das ganze Dorf schien im Feuer zu stehen. Sie nahmen Stühle und Bänke aus den Häusern, und trugen Dächer ab, und füllten alle Gassen mit fürchterlichen Wachtfeuern, und das ganze Dorf mit Schreien und Heulen an, wie sonst nur Hunger und Verzweiflung zu thun pflegt. Kein einziger Erlinger, der von weitem zusah, versprach sich mehr sein Haus auf den andern Tag. — Am andern Tag durchstreiften sie die Wälder, und fanden manches für den künftigen Hunger und Elend dort Verborgenes. Wen sie auf dem Weg oder Feld antrafen, dem nahmen sie Kleider, Schuh und Strümpfe, ließen ihn auf Eis und Schnee bei größter Kälte hinlaufen . . .“

„Das Elend dieser Tage bei uns läßt sich wahrhaftig nicht beschreiben! Im Kloster befanden sich über 1000 Menschen. Alle Zimmer waren vollgestopft, einer lehnte sich an den andern. Es war Winter, und kein Ofen, kein Bett, und oft in drei und vier Tagen kein Brocken Brod, indessen die eben so hungrigen Soldaten immer bei uns um Brod baten. Aus dem Dorf hörten die Erlinger nichts als lärmern, schlagen und hammern, wobei man ihre Häuser einriß, um Holz zu dem Feuern zu bekommen . . .

Den 27. Juni erhielten wir Briefe von München, worin uns unser Herr Prälat Alle zur geschwinden Flucht ermahnte, welches der churfürstliche Kanzler verlangte, weil die Schweden vorzüglich den Religiösen nachtrachteten . . . Wir begaben uns also noch selben Tag auf die Nacht um 7 Uhr auf den Weg nach München, wie es der Herr Prälat verlangte, und wollten also die Finster der Nacht zu unserer Sicherheit auf dem Wege gebrauchen . . .

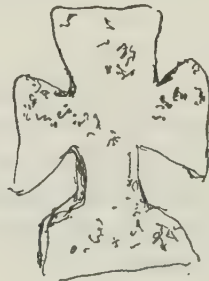
Allein der Uebeln war noch kein Ende. Die Menschen haben noch nicht recht angefangen neu zu leben, stellte sich schon wieder ein anders Uebel ein. Da die Menschen sich auf vielfältige Art wider Gott vergehen, sucht Gott dieselben auch auf vielfältige Art wieder zurecht zu weisen. Auf den verderblichsten Krieg und auf den langwährendsten Hunger folgte nun die Pest, die sich nicht nur in Bajern, sondern in mehrern auch auswärtigen Orten spüren ließ . . .“

„Da in Augsburg Pferde, Hunde und Mäuse aufgezehrt waren, und die Leute mit Abscheulichkeiten in dem Munde auf den Gassen todt umfielen (man sagt, daß sie sogar Kinder- und Menschenfleisch gegessen), so fürchtete man einen allgemeinen Aus- und Überfall, von dessen Veranstaltung man sicher wissen wollte. Und wir verbargen wieder unsere noch übrigen wenigen brauchbaren Sachen, und lebten immer in größter Sorge . . .

Um das Ende des Mai ging der Churfürst Maximilian von Braunau endlich wieder nach München zurück, und brachte nebst seinem Schatz auch unsere Heiligthümer, die in dem erzbischöflichen Palast zu Salzburg bisher in Verwahr gelegen, mit sich, doch ohne ihre Gefäße, weil unsere Patres die Gelegenheit da selbst übersehen haben, dieselben hierher zu schicken . . . und so kamen sie am 2. Juni, am Vorabend der hl. Dreifaltigkeit zu Heiligenberg Abends 5 Uhr an, wo sie in Procession unter vielen Freuden-Thränen in die Kirche, und nach abgesungenem Te Deum in die hl. Capelle übersetzt wurden.

Zu Anfang August erhielten wir die angenehme Zeitung, daß sich Nürnberg, Ulm, Memmingen und andere Reichsstädte dem Kaiser ergeben haben; mit was für Ernst und Treue muß die Zeit lehren; bisher waren größtentheils sie es, die unser bisheriges Elend beförderten . . .

Die Pest grassirte in vielen Orten, besonders in den Reichsstädten noch immer ganz schrecklich. Auch unter den Pferden riß eine Seuche ein. Uns fiel nur eines, aber das beste und schönste, welches aber eben auf die Weihnachten den Armen eine gute Mahlzeit gab. Mäuse gab es noch trotz dem Schnee in unglaublicher Anzahl. Man fand in einer einzigen Fuchshöhle eine Menge, die leicht vierzehn Metzen gemessen hatte. Daher wurde von höchster Stelle verboten, einen Fuchsen zu fangen, denn sie mußten den Dienst der Katzen versehen, welche von den Spaniern und Welschen rein aufgezehrt waren.“



*Pest- oder Sühnekreuz  
Ammerseegebiet*

„Die Auffahrt war ziemlich frequent, wobei die Münchner und Augsburger fleißig erschienen. Um dieselbe mehr zu solennisiren, schickte der Churfürst seine Trompeter und einen Pauker und mehrere Zelten zum Nachtquartier für die Wallfahrer, weil die Häuser in Erling noch wenig und schlecht waren. Am Vorabend der heiligen Dreifaltigkeit kam der Churfürst Maximilian mit seiner durchlauchtigsten Churfürstin, die gesegneten Leibes war, und mit großem Gefolge um die Vesperzeit zur Wallfahrt hier an. Beide Durchlauchten brachten beide Tage mehrere Stunden in der heiligen Kapelle mit vieler Andacht zu, um den Segen einer künftigen glücklichen Geburt zu erbitten . . .

Den 17. August wurde wieder ein allgemeines Jubiläum zu Abwendung des Krieges verkündet. Den 10. Oktober erschien ein Hof-Kaplan, um den Gürtel Unserer Lieben Frau für die durchlauchtigste Churfürstin abzuholen; und am 31. Oktober wurde der erstgeborene Prinz Ferdinand Maria zur größten Freude geboren . . . Der ganze November war sehr schön und so sommerlich, und die Wintersaat, die sehr spät vorgenommen worden, sehr gedeihlich . . . Also war das vergangene Jahr unter den unglücklichen Jahren noch das glücklichere.“

„Die Auffahrt war an Wallfahrtern ziemlich frequent und wir zählten nicht weniger als 3000 Communicanten. Was die Andacht vorzüglich und aufs Höchste solennisirte, war selbst der Churfürst mit Sr. durchlauchtigsten Frau, die von der ersten Vesper des Vorabends bis zum zweiten des Festes allen Andachten beiwohnten. Auch die Augsburger waren dieses Jahr wieder hier; die Münchner blieben weg, welches der Churfürst ungnädig aufnahm . . .

Gott sei in Allem gepriesen! Und ihm sey tausend Dank, daß uns dieses Jahr nur die bittere Geißel des Krieges nicht getroffen!“



„Mit dem neuen Jahr gingen auch wieder neue Unsterne auf. Die ersten Monate hatten von allen Elementen verschiedentlich zu leiden. Man hörte von allen Orten her von schrecklichen Feuersbrünsten, wodurch Städte und Dörfer eingeäschert wurden. Anderswo gab es Überschwemmungen, wovon ganze Gegenden mit Menschen und Vieh ersäuft wurden. Wir hatten von Winden fürchterlich zu leiden. Es war kaum ein Haus, das nicht sein Dach verloren oder gar niedergeissen wurde. Die umgestürzten Bäume in Gärten und Wäldern waren ohne Zahl. In dem Klosterthurm rückte er die Kuppel von der Mauerbank, und neigte die eine sechs Schuh von seinem Perpendikel, alle Augenblicke zu seinem völligen Sturz. Niemand getraute sich mehr in die Kirche und auf den Chor aus Furcht des Sturzes. Selbst der Churfürst schickte seine Baumeister, um die Gefahr zu untersuchen, und dem Ruin des Klosters und der Kirche zuvorzukommen . . . Also beschließen wir dieses Jahr wieder in Furcht und Schrecken, vielleicht noch schrecklicher, wenn wir nicht alles Ueble schon gewohnt wären!“

„Die Auffahrt war sehr frequent, wobei einer 1200 Bettler will gezählt haben; wenigst sagt man, daß eine Person, die das Gelübde that, auf dieser Wallfahrt keinen Bettler ohne Almosen zu lassen, nur von Grafrath bis Herrsching zehn Gulden in kleiner Münze verbraucht habe. Die Münchner bleiben auch dieses Jahr wieder zurück . . . Sommer hatten wir dieß Jahr fast keinen; immer Regen und Wind, die an Heu und Getreid vieles verdorben.

Da die Schweden unter Anführung des Generals Banier diesen Herbst in Böhmen grausam und unmenschlich gehauset und gebrennet, so daß man sagte, es sey der dritte Theil von Böhmen im feindlichen Feuer aufgegangen; so konnten auch wir dieses Jahr wieder nicht anders als in banger Furcht und ängstlicher Erwartung gleicher Dinge beschließen.“

„Das erste Uebel, das sich 1640 einstellte, waren wieder die Wölfe, die schon einige Jahre her Menschen, einheimischen und wilden Thieren vielen Schaden thaten. Den 10. Februar fing der Jäger von Traubing mit unsern Netzen und Leuten zwei große solche Bestien, die er uns zur Schau zuschickte, und die fürchterlich aussahen . . .

Den 23. August besuchte der Herzog Albert mit seinem jüngsten Sohn Sigmund Albert endlich nach einigen Jahren, die Er ausgeblieben, da es doch sonst seine Gewohnheit war, öfters hierher zu kommen, wieder den heiligen Berg zu unserer größten Freude.

Allein es erfolgte bald ein noch größeres Leid! Eine Viertelstunde darnach, als unser Herr Prälat den Herzog freudigst empfangen hatte, warf ihn ein Schlagfluß zu Boden, und starb am nämlichen Tage, an dem er vor 30 Jahren zum Abt erwählt worden, nachdem der Leibmedicus des Herzogs alles leibliche, wie wir alles geistliche angewandt haben.

Den 28. September war die Wahl, und Tags darauf die Consecration des neuen Herrn Prälaten P. Maurus Friesenegger, also in meiner unwürdigen Person. Wie werd' ich doch den Verlust des Klosters und die Würde meines allgemein geliebten und auch von höchsten Orten geschätzten Vorgängers ersetzen!“

„Das Jahr 1641 stellte sich bald mit einigen Kriegsunruhen ein . . . Bei allen diesen Trübsalen und Geschäften vergaß der Churfürst den heiligen Berg nicht. Den 24. Januar erhielt ich ein churfürstliches Schreiben und Befehl, den heiligen Schatz alsbald einzupacken und nach München zu führen . . .

Den 13. Februar wurde unser Schatz nach München abgeführt, und erst den anderen Tag folgte ich mit den heiligen drei Hostien nach, unter wieviel Zähren der Unsrigen, kann ich mehr beweinen als beschreiben . . .

Am 18. April wurde unser heiliger Schatz mit größter und allgemeiner Freude wieder von München in das Kloster zurückgebracht . . . Übrigens lebten wir den Rest dieses Jahres in Frieden hin.“

1642

„Das erste Uebel, das sich mit dem Jahr 1642 einstellte, waren wieder die Wölfe, deren es eine Menge gab, die Wege und Stege aller Orten unsicher machten. Den 14. Februar schneite es, und ohngefähr 7 Uhr Morgens that es einen fürchterlichen Blitz, bei welchem unser Gotteshaus wie in einem Feuer stand, und gleich folgte ein schrecklicher Donnerknall, der aber nichts anders als einen üblen Geruch in der Kirche und in dem Thurm hinterließ . . .

Um die Mitte des August kamen zwei Metzger von München mit der Bitte, daß ihre Zunft für allezeit in der heiligen Drei-Hosten-Bruderschaft aufgenommen und eingeschrieben werden möchte, wonach sie jährlich in Procession nach Heiligenberg kommen wollten, welches ihnen ganz leicht zugesagt und mit Brief versichert wurde. Den 27. August schlug der Blitz dreimal und mit dreimal nacheinander wiederholtem Schlag in unsern Thurm, doch allemal ohne Schaden; aber zu fürchten ist, daß dieser Thurm, den in wenig Jahren schon siebenmal dieses Unglück sammt dem Glück getroffen, doch einmal Feuer fange und uns in das größte Unglück bringe. —“

1643

„Den 2. Januar erhielt ich den höchsten Befehl, meine zwei requirirten Pferde zur Vorspann der Stücke nach München abzuschicken. Allein ich hatte höchste Noth, einen Fuhrmann hiez zu finden. Der Vorige wollte durchaus nicht und lieber zu den Türken, wie er sagte, als zu diesen Unmenschen nochmal gehen; und so redeten Alle . . . Die Bauern hatten eine große Plage mit den Wolfsjagden, zu denen sie vielfältig und oft weiten Weg aufgeboten wurden . . .

Da die französisch-schwedische Armee Württemberg schon größtentheils besetzt und schon manchen Ausfall ins Schwaben machte, so konnten wir nicht anders als voll Angst auf unsere Flucht denken, vor allem für unseren heiligen Schatz besorgt, um so mehr, als es von der höchsten Stelle verboten war, etwa zu flüchten. Ich schrieb also deßwegen an den Churfürsten, und erhielt die Antwort, nichts von seiner Stelle zu thun; Er schickte aber anbei die Schlüssel zum heiligen Schatz, um im widrigsten Falle keine Verzögerung zu verursachen. Und hiemit war uns die Sorge und Furcht gar nicht benommen . . .

Den 11. Juni schlug der Blitz, da wir eben die Versper sangen, durch die Fenster, woran doch kaum eine oder die andere Scheibe zerbrochen ward, in den Chor. Er kam wie eine feuerige Kugel in die Mitte des Chors, wo er sich in mehrere Theile zertheilte, das Vergoldete größtentheils anschwärzte und einen Leuchter von Messing gewaltig im Kreis herum drehte. Viele von unsern Patern fielen ohnmächtig zu Boden. Gott sey um die Abwendung des größeren Uebels unendlich gedankt!“

1644

„Im Monat August bekamen wir wieder verschiedene und mitunter sehr betrübende Zeitungen vom Krieg. Da die Franzosen fast alle Städte und feste Orte am Rhein eroberten, stand uns wieder nichts anders bevor, als Furcht und Sorge über ihren feindlichen Besuch. Daher wurden in Bajern wieder mehrere tausend Pferde jedoch gegen Baarzahlung aufgeboden, um unsere Cavallerie zu ergänzen. Ich schickte zwei derselben. Eins wurde mir wieder als unbrauchbar zurückgeschickt, das andere mit Sattel und Zeug um 54 Gulden bezahlt . . .“

1645

„Am 11. Mai schlug der Blitz wieder in unsern Thurm (und dieß war in gar nicht vielen Jahren bereits das fünfzehntemal) und dießmal mit solcher Gewalt,



daß er denselben von oben bis in das unterste Fundament gewaltig erschütterte, und viele Steine aus dem Gemäuer wegschleuderte . . .

Den 3. August kam es wieder zwischen den Unsern, unter Anführung des Feldmarschalls Merzi, und des kaiserlichen Grafen Geleen, und der feindlichen Armeen, wo die Franzosen, Schweden und Hessen versammelt waren, bei dem Dorf Allersheim im Rieß zwischen Nördlingen und Donauwörth zu einem Haupttreffen. Es wurde bis in die Nacht sehr blutig, hartnäckig und zweifelhaft gestritten, bis der Feind endlich zum Weichen gebracht ward, und die bajrischen die Nacht durch auf dem Schlachtfeld stehen blieben, welches sie dem Feind mit Losbrennung ihrer Stücke zu verstehen gaben. Allein da sich die Unsern ganz verschossen hatten, und es also an Munition und auch an Proviant fehlte, so verließen sie andertags das Schlachtfeld, und zogen sich nach Donauwörth zurück, um allda das Nöthige aus Bajern wieder abzuwarten . . . Der Feind zog sich nach der Schlacht nach Nördlingen zurück, wo die Nördlinger demselben unter dem Vorwande der Neutralität mit Proviant und Pfl egung der Blessirten beförderlich waren, ohne welches derselbe noch lang Noth gelitten hätte.

Überall war höchste Betrübniß, und in München flüchteten die Vermöglichen schon ihre Güter, und der Hof selbst packte zusammen, alle Stunde zur Flucht bereitet, welches auch geschehen wäre, wenn nicht noch in der Zeit ein hoher Offizier von der bayerischen Armee angekommen wäre, der die Sache nach der Wahrheit berichtet hätte.

Wir erhielten hier zu heiligen Berg den 4. August Abends nach 9 Uhr obige traurige Nachricht; den 5. in der Früh um die Mettenzeit war ein berittener Bote von München da, der uns anstatt des Traurigen wieder alles Freudige berichtete. Aber gleich darauf kamen uns churfürstliche Briefe mit dem Befehle zu, unsern Schatz einzupacken und eilends nach München zu überbringen . . . Den 16. September erhielt ich wieder ein churfürstliches Schreiben, unsern heiligen Schatz von München abholen oder denselben noch länger dort zu lassen. Ich hielt bis auf weiters das Letzte für besser . . .“

„... Den 24. Februar kam der churfürstliche Befehl, unsern heiligen Schatz von München abzuholen und auf die Auffahrtsfeier nach heiligem Berg zu übersetzen. Den 27. ging ich mit den heiligen Hostien am Hals und den zwei Tragkisten der heiligen Reliquien von München zurück, ließ meinen Convent und die Dorfgemeinde in der Kirche U. L. Frau im Dorfe zusammen kommen, von wo aus wir mit größten Freuden und tröstlichster Hoffnung in Procession in die Klosterkirche einzogen . . .

Den 2. August fing unsere Ernte an, die aber gar nicht so ausfiel, wie man hoffte. Unterdessen hörten wir wieder Verschiedenes vom Krieg, von Frieden und Mißgeschicke unserer Waffen . . . Bald darauf erhielten wir auch den höchsten Befehl, unsern Schatz und alle Paramente einzupacken, und zur stündlichen Flucht bereit zu halten. Und dieser Befehl schlug uns fast zu Boden. Was noch mehr war, so wurde durch ganz Bajern befohlen, alles Getreid auszudreschen und in die befestigten Städte zu verführen, auf daß der Feind nichts finde, was er suche. Den 3. September war in aller Frühe ein Eilbote von München zugegen, mit dem höchsten Befehl, unsern Schatz alsobald nach München zu bringen . . . Obwohl aber die Unsern mit demselben schon früh vor den Stadthoren waren, mußten sie doch die Nacht abwarten, bis sie eingelassen wurden, um den Münchnern keine neue Furcht zu machen, da ohnedieß schon alles in höchster Bestürzung war . . . Da ich den 12. September ganz sicher vernommen, daß die Schweden Donauwörth und den Schellenberg besetzt, und die Brücke, die die Bajerischen abgetragen, über die Donau hergestellt haben, so entschloß auch ich mich zur Flucht, welche ich den Meinigen auf den andern Tag angekündigt, und ihnen die ihrige freigelassen habe . . . Ich nahm meinen Weg nach Weilheim und Polling, und sah unterwegs Dinge, die kaum auszuhalten waren. Ich sah Kinder, deren jedes mit seinem Päckchen daher weinte; Mütter, die mehrere Kinder, zwei auf dem Rücken und eines auf den Armen daherschleppten; Männer, die ihre Karren mit

Kleidern und Nahrungsmitteln, mit Kranken und Kindern beladen, mühsam dahin zogen, oder ein oder mehrere Stücke Vieh vor sich hertrieben. Und dieß waren meistens meine lieben Unterthanen und sonst geschätzte Nachbarn. Wenn ich fragte, wohin sie ziehen wollten (und ich fragte nur Einmal, die andern Fragen unterdrückte der Schmerz), so war die Antwort: „Wo Gott und unser Schutzengel uns hinführt; wir wissen es nicht.“ — Und so mag es wohl auf allen Straßen ausgesehen haben, und vielleicht noch erbarmungswürdiger auf den Straßen nach München, wo sich soviel Landvolk zusammenhäufte, daß es die Stadt nicht mehr faßte. Die Einen wurden mit Schlägen von den Thoren abgetrieben, und die Andern, was noch schändlicher war, mußten ihren Eintritt mit Geld erkaufen. Viele Familien mußten mit ihren Kindern auf ihren Wägen und Karren bei sehr kaltem Wind und Regen unter freiem Himmel zubringen, wobei viele Kleine halb und ganz erstarrten, und andere gar vom Vieh und Pferden zertreten wurden. Das Geblär des Rindviehes, das Wiehern der Pferde, das Weinen der Kinder und das Heulen der Mütter machte ein fürchterliches Spektakel! — Auf meiner weitem Reise von Polling nach Benediktbeuern, Tölz, Gmünd und Tegernsee traf ich alle Ortschaften voll von flüchtigen Elenden an, die sich den Bergen und Alpen näherten, wo sie doch nichts als Schnee und Winter vor sich sahen . . .

Den 9. Oktober rückte eine ganze Escadron kaiserlicher Reiter mit mehreren schwedischen Gefangenen und 80 Pferden in das Dorf ein, um zu übernachten. Sie brachen alle Häuser mit Gewalt auf und plünderten auf die feindlichste Art. Sie droschen Haber, was sie konnten, schlachteten Schafe, die sie von der Waide holten, nach Belieben, und nahmen alles Geflügel mit sich, was noch übrig war. Obwohl sie dem Kloster keinen andern Schaden zufügten, forderten sie doch nicht wenig Bier, Brod und gekochte Speisen. Also machten sie bei uns wahr, was man allgemein sagte: daß die Kaiserlichen bei diesem Einfall um vieles ärger waren, als die Schweden selbst . . .“

„Den 24. Januar 1647 kam ich aus meinem Exilio zu Tegernsee mit meiner und der Meinigen größten Freude zu Hause und heiligen Berg an, und fand alles im bessern Zustande als ich hätte muthmaßen können . . .

Vor Ostern wurde zu Ulm Waffenstillstand gemacht zwischen unserm Churfürsten in Bajern, und den Franzosen und Schweden . . .

Am Vorabend der Palmen ließ ich auf erhaltene Briefe unsern Schatz von München zurückbringen. Die Kisten mit den Gefäßen wurden in dem Kloster, die Reliquien aber mit den heiligen drei Hostien in der Muttergottes-Kirche im Dorf abgelegt, und andern Tags, als am Palmsonntag Abends mit aller möglichen Solennität in die heilige Capelle übersetzt, mit welcher Freude und zuversichtlicher Hoffnung des Friedens, ist leicht einzubilden. — Die Auffahrt-Feier war ziemlich frequent. Unter andern Wallfahrern war auch ein ehrbarer und glaubwürdiger Mann von Weißenhorn hier, der uns erzählte, daß er einen schwedischen Soldaten im Quartier gehabt, der ihm gesagt habe: daß er Anno 32 in einem Kloster gewesen, wo seine Kriegskameraden ein Muttergottesbild am Altar herunterstoßen wollten, welches sie aber mit keiner Gewalt vermögt haben, so daß das Bild immer unbeweglich stand, und sie beschämt und einander verlachend von ihrem Vorhaben abstehen mußten. Und was das bedenklichste ist, daß der, so hiezu gerathen und dabei das meiste gethan hat, gleich darauf unweit dem heiligen Berg einen abscheulichen Tod genommen habe. Ja, daß sie auch im nämlichen Kloster an dreizehn Orten Feuer angelegt haben, ohne daß sie selbes zu Flammen bringen konnten. Und das, sagte er, habe ihm Gelegenheit gegeben, katholisch zu werden und auch zu verbleiben . . .“

„... Bei allen Friedens- und Neujahrswünschen des 48ten war wieder das Lösungswort: Krieg! . . .



Da ich bei dieser Beschaffenheit der Sachen auch auf unsern heiligen Schatz besorgt seyn mußte, und bisher von den churfürstlichen Officialen immer über den Last und die Unbequemlichkeit unserer alten Kisten geklagt worden, so ließ ich neue bequemere verfertigen. Kaum waren sie fertig, so war am 24. Februar schon ein churfürstliches Schreiben da, den Schatz einzupacken, und am 26. ein anderes, die Sache möglichst zu beschleunigen, am 27. aber das dritte, mit der Abführung des Schatzes einzuhalten, und weitere Verordnung abzuwarten, welches uns wieder ein kühlendes Pflaster auf die Wunde legte . . . Den 23. März schickte ich unsern Schatz nach München, und begleitete denselben selbst mit den heiligen drei Hostien am Hals, und legte ihn, wie allzeit vorhin, bei den P. P. Franziskanern ab . . . Den 11. Mai verließ ich München wieder und ging in mein Kloster zurück, mit welcher Freude und mit welchen Wünschen für die Zukunft ist leicht einzubilden.

Den 17. Mai kam es zwischen dem Lech und der Donau, zwischen Lauingen und Augsburg zu einem schrecklichen und blutigen Treffen, das neun Stunden unter zweifelhaftem Glück angehalten . . . worauf auch in unserer Gegend und Nachbarschaft Alles zusammenpackte und sich auf die Flucht begab. Ich verschob meine Flucht bis anderntags den 19. Mai, um vielleicht eine bessere Zeitung abzuwarten. Allein von Gefahr durchdrungen nahm ich meinen Weg nach München . . . Zu München war eine schauernde Confusion und Lamentation; in allen Gassen und unter allen Thoren ein fürchterliches Gedränge von Menschen, wobei die Reichen ihre Reichthümer auf geladenen Wägen hinaus, und die Armen ihre Armuth auf blutenden Rücken hinein schlepten . . . Ich war für unsern Schatz besorgt, und erfragte endlich, daß derselbe noch unberührt im Kloster der Reformirten liege. Ich lief, und erhielt mit vieler Mühe, daß derselbe verführt und in Sicherheit gebracht wurde, und gleich darauf, den 26. Mai verließ ich selbst die Stadt, und ging in mein altes Asyl, nach Tegernsee, wo ich auf das freundlichste empfangen, und so lange zu bleiben hatte, als sie selbst sicher seyn würden . . . Die Unsern gingen bis über die Isar, und der Schrecken und die Furcht vor dem

Feinde erstreckte sich bis an die Alpen. Daher ging ich von Tegernsee nach Salzburg, wo ich ebenfalls freundlichst empfangen, und über die zwanzig Wochen bestens gehalten worden . . .

Da ich Heiligenberg schon lang mit Leib und mit der Feder verlassen, und in meinem Tagebuch auswärtig ausgeschweifet bin; so will es jetzt auch nothwendig werden zu wiederholen, was sich indessen zu Heiligenberg begeben hat. Von der Zeit, wo beide Armeen über die Isar gezogen, war in unserer Gegend und in dem ganzen District zwischen Lech und der Isar eine gute Ruhe. Kleine Plagereien von Durchmärschen und Straßenräubereien weggerechnet. Heu und Grumet, und selbst die Ernte in allen Gattungen des Getreides waren sehr gesegnet und gut eingebracht, und auch die Wintersaat gut bestellt . . .

Es kamen Rotten an und gingen wieder ab, ohne zu wissen, wer sie waren, Freund oder Feind; freilich keine ohne allen Schaden. Das Kloster Heiligenberg litt am wenigsten, Bier, Brod und andere Kleinigkeiten nicht in Betracht genommen. Allein unsere liebe Nachbarschaft, das Schloß Seefeld, das bisher immer wohl durchgekommen, und uns manchmal viel nützlich gewesen, mußte diesmal das Meiste leiden, und so auch vor andern das Kloster Wessobrunn . . .

Nachdem die Schweden und Franzosen Bayern verlassen, folgten auch die Unsrigen bald nach. Diese nahmen ihre Quartiere in der untern Pfalz, und jene in Württemberg und Franken und sahen sich ganz friedlich und freundlich einander an.

Den 20. Oktober schickte der Churfürst und andere große Exulanten ihre geflüchteten Schätze von Salzburg auf Schiffen wieder nach Burghausen, und den 26. folgte der Churfürst mit seinem Hofstaat unter vielen und hohen Begleitern selbst nach. Nur mit vieler Mühe konnte ich erhalten, daß der Heiligenberger Schatz unter dem churfürstlichen mitgenommen wurde.

Den 6. November verließ auch ich Salzburg, nachdem ich fünf ganze Monate all-dort in dem akademischen Collegio unter vielen Ehren und unvergeßlichen Wohlthaten zugebracht; den 12. kam ich zu Heiligenberg an; mit welch allsei-

tiger Freude, besonders ich dermal den Frieden mitbrachte, kann ich vor Freude nicht beschreiben.

Mein Kloster fand ich bei meiner Rückkehr ganz unverletzt; der Getreidkasten war aber ganz leer . . .“



Ein paar Zeilen später endet das abenteuerliche Tagebuch des Abtes Maurus Friesenegger von Andechs. Sieben Lebensjahre blieben ihm noch: Jahre des Wiederaufbaus und eines fruchtbaren Arbeitens im Kloster und an seinem Schreibtisch.

Am 11. Mai 1655 starb er; „reicher an Verdiensten, die er sich in der bedrängten Zeitlage erworben, als an Jahren“, wie die Chronik vermerkt. Und weiter ist zu lesen über seine Beisetzung: „Mehr Thränen als Weihwasser wurden bei derselben vergossen.“

Unter dem Bild des Maurus Friesenegger steht zu lesen:

„Prodigium vocitans Maurum hunc haud prodigus ore est Candidus an Maurus non tibi prodigium?“ Zu deutsch: „Ein Wunder hat man Maurus genannt seiner glänzenden Redegabe wegen. Ist dieser reine Maurus nicht selbst ein Wunder?“ Und der Chronist fügt hinzu: er habe den Eindruck, auf diesem Bild sei „der lebendige Kummer porträtirt“.







# VOM BRAND BIS ZUM „HIMMEL VON ANDECHS“

## oder

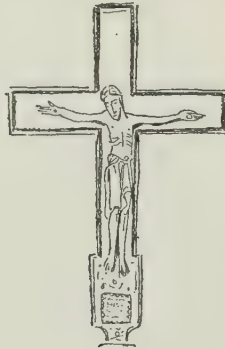
## Und alles, weil ein Schlüssel fehlte

Man schreibt das Jahr 1669. In weniger als hundert Jahren wird der Blitzableiter erfunden sein, und der Chronist beeilt sich dann mitzuteilen, daß man bei allem Gottvertrauen einen solchen habe installieren lassen. Aber leider, noch ist es nicht so weit. Doch man hatte zu Andechs in all den Jahren und Jahrhunderten vor der blitzabwendenden Erfindung des Amerikaners Franklin ein anderes probates Mittel: jenes sogenannte „Siegeskreuz“, das ein Engel Karl dem Großen überreicht haben soll, und das über den Grafen Rasso in den Schatz von Andechs kam, wie die Legende es will. Nun waren aber, wie man weiß, der Schatz und damit auch das Kreuz, „von erprobter Kraft gegen Gewitter und gegen die Schrecken der Luft“, hinter dreifach verschlossener Tür verwahrt. Einen der Schlüssel hatte, wie ebenfalls bekannt, der Churfürst in München. In der Chronik steht: „Wenn an Lätare der Schlüssel überbracht wurde, durfte er bis zum Kirchweihfeste in Andechs bleiben; an diesem mußte er wieder zurückgestellt werden. —“ Durch irgendeine Unachtsamkeit war der Schlüssel in diesem Jahr nicht zur Hand.

Als am Abend jenes 3. Mai, dem Fest Kreuzauffindung, ein Gewitter aufzieht, ist das Kreuz unter Verschuß. Zwar „ließ man es nicht am fleißigen Wetterläuten und Wettersegnen fehlen“, aber den Blitz konnte man nicht abwehren. Er schlägt in die Spitze des gotischen Turms. P. Ildefons Gerstl, der damalige Prior des Klosters, wird zum Chronisten des Unglücks:

„Wir eilten herzu, um zu erforschen, wo es eingeschlagen habe. Leicht gewahrten

wir, daß der Blitz von der Thurmspize durch das Uhrgehäuse in den Chor gefahren und in dem Gestühle von Eichenholz abgeprallt, ein Stück stark abgebrannt, und von da in die kleine untere Sacristei gedrunken sei. Da sonst nirgends eine Feuerspur sich zeigte, legten wir uns voll des Dankes gegen Gott, daß wir nach unserer Meinung nichts Schlimmeres erlitten hatten, zu Bette.“



*Andechs*  
*sog. Siegeskreuz Karls des Großen*

Aber trotz allen Gottvertrauens hinterließ man zwei Wachen. Bald fing das Dach Feuer.

„In aller Eile wurden wir geweckt, eilen herbei, zittern und jammern. — Da niemand Rath und Mittel wußte, das Feuer zu löschen, brachten wir auf die Aufforderung des Abtes das Inventar aus den Zellen und Zimmern und schleppten dasselbe in die Keller.“

Die herbeigeeilten Bewohner von Erling und Herrsching versuchen zu helfen: die Marienstatuen werden in Sicherheit gebracht, die Sakristei geräumt, die Bücher der Bibliothek in den Garten geworfen. Die Kirche wird ein Raub des Feuers, das Kloster brennt aus.

„Ach, ihr lieben Nachkommen! Seid nicht lieblose Richter und Beurtheiler, die ihr etwa glaubet, man hätte wenigstens einen Theil des Klosters erhalten kön-

nen. Alles war von Holz, ziemlich neu, und eine Gewitternacht! Bevor die Nachbarn aufgeweckt waren und zu Hilfe kamen, hatte das gefräßige und wilde Feuer schon die Oberhand erhalten. Wasser, außer dem, welches mühsam aus dem Brunnen geschöpft wurde, stand nicht zu Gebote. Wünschet euch vielmehr Glück, die Wohnungen, welche bei uns von Holz waren, nun mit Stein ausgeführt zu besizen! Im ganzen Kloster blieb nichts unverlezt, als der sogenannte ‚Langbau‘, untere Bau, der vollständig von solidem Mauerwerk aufgeführt war und mit großem Fleiße und großer Anstrengung erhalten werden konnte . . . In der Kirche hat die heilige Sacramentskapelle, die Kapelle des heiligen Benedictus und das untere Reliquarium außer der Schwärzung keinen Schaden erlitten. Im obern Reliquarium fand man, nachdem P. Edmund von München die Schlüssel geholt hatte, alles unbeschädigt, mit Ausnahme der ersten hölzernen, obgleich mit Blech beschlagenen Thüre, die ganz verkohlt war, wofür Gott ewig gepriesen sei.“

In Eile wurde das Verbliebene notdürftig gereinigt und instandgesetzt, das Gewölbe der Kirche gesichert und so vor Einsturz bewahrt. Der Konvent bat um Gastfreundschaft in naheliegenden Klöstern, wo er jederzeit für den Abt zu erreichen war.

Aber ein Übel kommt selten allein: Durch die Unachtsamkeit eines Kirchenbesuchers brachen Mörtel- und Steinstücke los, die Gemeinde geriet in Panik. Alles stürzte zum Ausgang. Der Chronist erzählt:

„Ungefähr zehn Personen wurden beinahe, drei Personen wirklich erdrückt. Die diabolische Bosheit, der allein dieser panische Schrecken zugeschrieben werden muß, hob alle Andacht des Tages auf und bot noch später Anlaß zu allerlei Spottreden und Erdichtungen, um den ganzen heiligen Berg recht anzuschwärzen. — Die Häretiker jubelten und brüsteten sich gegen das gläubige Volk, endlich habe der bairische Gözendienst im Blize seinen Rächer gefunden und werde nun aufhören. — Um die Wallfahrer abzuhalten, verbreitete man weit und breit das Gerücht, ein böser Geist habe von der Kirche Besiz genommen, er habe ein



schreckliches Gesicht und jage die Eintretenden fort, und als man zu bauen anging, suchte man glaublich zu machen, daß während der Nacht alles abgetragen werde, was bei Tag aufgeführt wurde. Man müßte ein Buch schreiben, um die Lügen, welche verbreitet wurden, zu verzeichnen und der Nachwelt zu hinterlassen! —“

Man machte sich also an den Wiederaufbau. Der Churfürst in München ließ sein Hauskloster im Stich; desto freudiger halfen die Weilheimer und schließlich mit einem Darlehen der Bischof von Augsburg. Auch die umliegenden Klöster, Wessobrunn allen voran, leisteten wertvolle Hilfe. Im Jahre 1671 war das Kloster bezugsfertig, vier Jahre später auch der Turm wiederhergestellt.

Man blättert — hat man sich erst abgewöhnt, die Zeit in Tagen zu messen —, die Blätter der Geschichte um in Jahrhunderten.

In Andechs kam das Jahrhundert der Ruhe und Sicherheit. Jetzt war es auch hier wieder, nach Krieg und Brand, eine Freude zu leben, die Wissenschaften blühten und die Künste feierten barocke Triumphe. Als äußeres Zeichen wiedererstehender Lebensfreude findet man in der Chronik vermerkt: „Im Jahre 1674 kaufte das Kloster Weinberge in Tirol . . . 1675 reiste der Abt selbst zur Weinlese ab . . . 1676 confirmirte Kaiser Leopold auf die Bitten des Abtes die Privilegien hinsichtlich des Weinzolles aus Tirol . . .“

Das zu Ende gehende 17. Jahrhundert bringt für die bayerischen Benediktinerklöster als Abschiedsgeschenk die Erfüllung eines alten Wunsches: Die Geschichte des Benediktinerordens verzeichnet für das Jahr 1684 die Gründung der bayerischen Kongregation, einen Zusammenschluß der bayerischen Benediktinerklöster. Der Churfürst war erfreut, nicht zuletzt deshalb, weil die Bischöfe darüber erzürnt waren. Denn die bischöfliche Macht wurde durch diesen Zusammenschluß wesentlich geschwächt, und die Klöster, beinahe ausnahmslos von bayerischen Herzögen gegründet und begünstigt, standen dem Herrscherhaus näher als die selbstbewußten und auf eigene Herrschaft bedachten Bischöfe.

Das neue Jahrhundert meldete gleich zu Anfang Kriegsnachrichten auch nach

Andechs: Bayern stand mit den Österreichern im Krieg. Da versammelten sich in der Nähe von München die Bauern des Voralpenlandes, um gegen die österreichischen Ansprüche zu revoltieren. Als „Sendlinger Mordweihnacht“ ist dieses Gemetzel in die Geschichte eingegangen. Entsetzt schreibt der Chronist: „Das Weihnachtsfest bot einen schauerlichen Anblick; man hätte glauben können, Herodes habe den Kindermord wieder erneuert. Man vermißte nahezu 3000 Bauern; 500 wurden zu elender Gefangenschaft in die Stadt geführt und mußten bei der empfindlichsten Kälte auf dem Marienplaz liegen.“

Jedoch die Anteilnahme an den bayerischen Geschehnissen und die Verbundenheit des Klosters Andechs zum Hause Wittelsbach hatten auch ihre Nachteile. Die machten sich zumeist bemerkbar, wenn die hohen Herren in München wirtschaftlich in Schwierigkeiten gerieten. Das war oft der Fall. Waren es früher Kriege, die den Haushalt am herzoglichen und churfürstlichen Hof in Unordnung geraten ließen, so hatte die anhaltende Geldverlegenheit im 18. Jahrhundert andere Gründe. Der Luxus am churfürstlichen Hof war berüchtigt, und die europäischen Zeitungen hielten mit ausführlichen und detaillierten Berichten nicht hinter den Berg. Man schrieb und sprach von 18 Millionen Schulden, in guten harten Gulden wohlgemerkt, eine für die Zeit beinahe unvorstellbar hohe Summe. In seinen offiziellen Mitteilungen verschanzte sich der Hof hinter den Kriegskosten gegen die Türken. Aber nicht einmal in den Klöstern wurde der Aufruf zum „heiligen Krieg gegen die Ungläubigen“ mehr ernst genommen. Die Zeiten hatten sich geändert. Und als der Churfürst Staatsanleihen mit fünfprozentiger Verzinsung „zur Nuznießung“ herausbrachte, stand jedermann diesen „Begünstigungen“ sehr skeptisch gegenüber. Das Kloster Andechs sollte um 5000 Gulden Anleihen zeichnen. Aber der Konvent hatte kein Interesse und verlegte sich aufs Verhandeln, obwohl der Churfürst mit „seiner Ungnade drohte“. Gleichwohl glaubte man in Andechs, „das Geld in der Kassa sei besser, als die unfruchtbare Gnade des Churfürsten“. Übrigens: man hatte allen Grund auf dem heiligen Berg, die Kreuzer beisammenzuhalten.

Die neue „Mode“, das Rokoko, war in ihren Lebensformen nicht nur eine Versuchung für Fürstenhöfe zum aufwendigen, prunkvollen Leben und Treiben. Die Klöster verfielen ebenso, wenn auch auf ungleich mehr geistige Art, dieser immer mächtiger um sich greifenden Mode. Keine Kirche war dem nunmehr geltenden Geschmack gut genug, die Ausstattung zu einfach, die Farben zu blaß, die Figuren zu unbewegt. Das sterbende Abendland machte sich auf, zum letzten Mal seine ganze moribunde Kraft aller Welt vor Augen zu führen in einem bisher ungeahnten Glanz. Wirklich, ein erstaunliches Jahrhundert: es krempelte die Geschichte um mit einem Selbstbewußtsein, wie es hernach nur noch das 19. Jahrhundert aufzubringen vermochte — aber man hatte mehr Geschmack im Zeitalter des Rokoko. Denn noch gab es ein Abendland.

Im Kloster Andechs kam zur allgemeinen Baufreudigkeit ein ganz interner und verständlicher Grund: die klösterliche Gemeinschaft bereitete sich vor auf das 300jährige Jubiläum der Klostergründung, die man 1755 mit allem gebührenden Prunk zu begehen gedachte. Schon 1712 waren neue Fenster in den Kirchenraum gesetzt worden, fünf Jahre später bekam das Gnadenbild am unteren Hochaltar einen neuen würdigen Platz.

An der Spitze der Künstler, die man vorwiegend aus der näheren und weiteren Nachbarschaft zusammengeholt hatte, stand der Münchner Hofstukkator Johann Baptist Zimmermann, ein Bruder des genialen Baumeisters Dominikus. Es mag heftige Debatten gegeben haben, als der Künstler auch in Andechs einen nach höfischer Art geplanten Umbau vor allem des Hochaltars vorschlug. Aber der kunstverständige und resolute Abt Bernhard Schütz setzte sich durch: Der kostbare gotische Raum bleibt erhalten, wird gewissermaßen in Schwingungen versetzt durch die munteren Akzente des Rokoko, durch die Ballustraden und Umgänge. Elegant aber nicht höfisch, andachtsvoll und prunkend, das Auge verlockend, und doch die Herzen erhebend: eine Kirche des Volkes, zum Staunen und zum Frommsein.

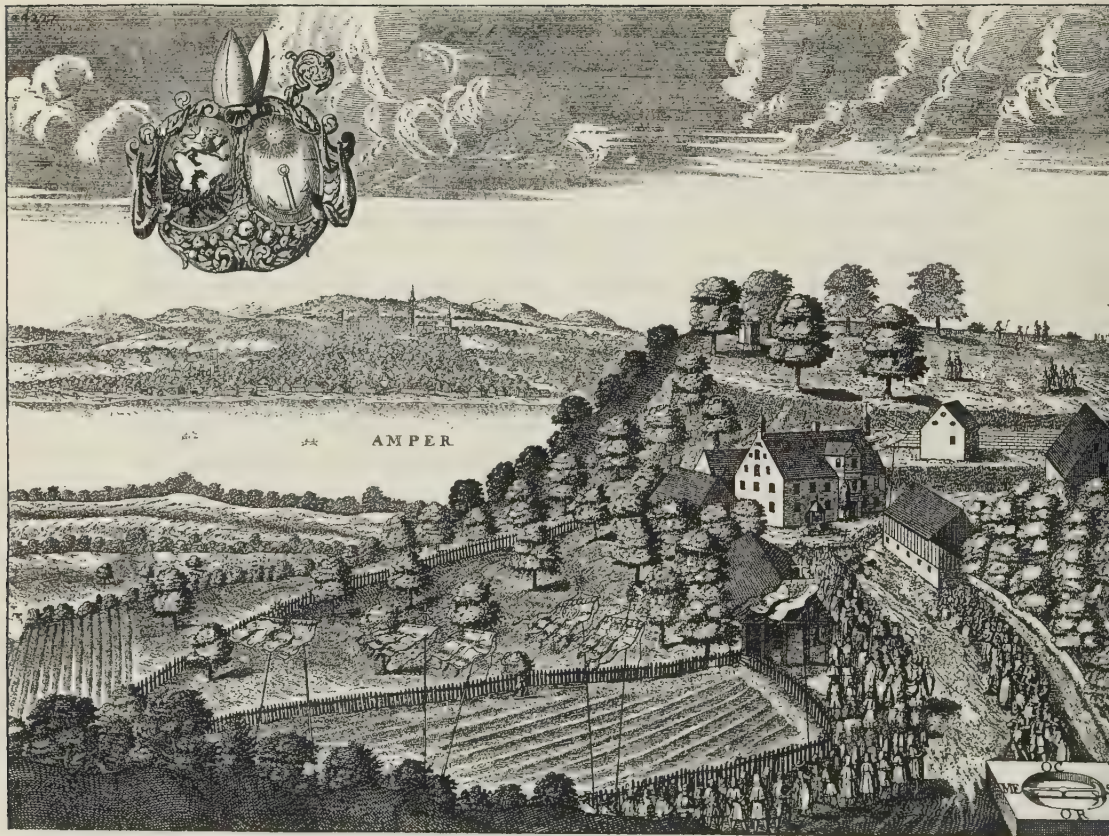
Als Baumeister fungiert, aus München kommend, Lorenz Sappel, dem man einen

Jesuiten — ein erstaunliches Zeichen von Toleranz —, Ignaz Merani aus Landsberg, als künstlerischen Assistenten zur Seite gestellt hat. Neben Zimmermann arbeitet J. G. Übelher als Stukkator. Auch die Bildhauer tragen klingende Namen und haben sich in vielen bayerischen Kirchen verewigt: Johann Baptist Straub und, wieder aus dem Umland, der Weilheimer Franz Xaver Schmädel.

Die Kirche auf dem Heiligen Berg. Grün und weiß und gold. Höfische und ländliche Motive klingen an und verschmelzen. Selten wurde in diesem an Wallfahrten doch wirklich nicht armen Land eine Kirche so ganz für Wallfahrer gebaut. Raum ist alles: Raum zum Umschreiten, für Prozessionen, Platz für die großen Züge der Wallfahrer, frei stehen die Altäre, jedermann zugänglich und von allen Seiten. Sogar der Chor, Prunkstück sonst und Gebetsraum des Konvents, hier dient er der Wallfahrt und ihren Erfordernissen. Der Mönchschor zog sich zurück, ganz unbenediktinisch, zu einem beinahe verborgenen Gotteslob auf die Orgelempore, aber auch dort mitten im Volk bisweilen, wenn die Empore belegt ist von Gläubigen.

Der eigentliche Chor aber hat Raum für den Hochaltar, zweigeschossig, ein aufgetürmtes Muttergotteslob. Die höfisch heitere Verkündigungsmadonna des Hans Degler von Weilheim aus dem beginnenden 17. Jahrhundert droben, darunter im barocken Kleid, schwer und mütterlich, das traubenzupfende Kind auf den Knien, die Muttergottes der späten Gotik. Temperamentvoll und voll Pathos agieren der heilige Nepomuk und St. Florian am äußersten Rand der Empore; Patron der Beichtväter der eine, der andere, ein Lieblingsheiliger der Bayern, Schützer gegen die hierorts besonders gefürchteten Blitze und Patron der Bierbrauer. An den beiden vorderen Seitenaltären die vier „Kapläne Mariens“: der Deutsche Hermann der Lahme, das schönste aller Marienlieder, das „Salve Regina“, kam aus seinem Frommsein — dann der Spanier Isidor von Sevilla, der Mittler zwischen Mittelalter und Antike — der große Franzose Bernhard von Clairvaux und schließlich der heilige Anselm, Kirchenfürst und Staatsmann, im italienischen Piemont geboren, gebildet in der Normandie, Erzbischof von Can-





*Der Heilige Berg A*



aus dem frühen 18. Jahrhundert



terbury und Primas der Kirche von England — fürwahr ein geeintes Europa, ein Abendland, nicht erschöpft in Nationen, sondern erfüllt im Christentum.

Droben auf der Empore das jugendliche „sursum corda“ des Franz Xaver Schmädel, im Schiff das beruhigende „habemus ad dominum“ des gereiften Johann Baptist Straub — zwei Welten, diese sechs Heiligen aus dem Geist des Rokoko und doch das „gloria“ eines einzigen Zeitalters.

Überhaupt, es dominiert Musik in diesem Raum der schwingenden Emporen; man muß das Auseinanderstreben und Sichfinden barocker Chöre, das Singen mit verteilten Rollen, das theaterfreudige 17. und 18. Jahrhundert, jene echo-suchende Musik erlebt haben in unseren Tagen und in einem solchen Raum, um diese Kirche zu begreifen.

Wo anfangen, wo ein Ende finden? Die Kapelle, das Schiff der Kirche eskortierend wie kleine Boote. Abbild und Zeugnis des bayerischen Hangs zum Individualismus, oder sollte man besser Eigenbrötlei sagen. Die Seefelder Kapelle, die herzoglich-wittelsbachische, die der Seefelder Törring und der Familie Vöhl-  
lin, der großen Wohltäter des Klosters über lange Zeit.

Da sind die Schatzkammern. Von dreien eigentlich muß die Rede sein; hinten, im Heck dieses Schiffes gewissermaßen, die Kerzenkammer, eine Schatzkammer der Frömmigkeit. Droben die Schatzkammer geistlicher Reichtümer, verwahrt hinter der dreifach schließbaren alten, mehr Ehrfurcht denn Sicherheit bietenden Eisentür, doch vor Diebstahl geschützt von geheimnisvoll gelenkten, nahezu magischen Kräften der Elektronik; der Aufgang geschmückt mit künstlerisch sorgsam gehängten Votivtafeln. — Einfach der Raum, nur geziert von wiederentdeckten uralten Wandmalereien; so ungeheurer Reichtum, unermesslich, unschätzbar, bedarf nicht der prunkenden Umgebung. Ein paar Schritte weiter ein Rokoko-Kabinett mit weiteren Schätzen, mit kostbaren Weihegaben und köstlichem Kunstgewerbe, auch wertvoll, aber nicht würdig für den traditionsreichsten Raum hier auf dem Berg, für die Schatzkammer.

Dem Pilger und den meisten Besuchern gewöhnlich verschlossen, in der Stille der

Klausur, die klösterlichen Bereiche: die Räumlichkeiten ohne Zahl, die verwirrenden Gänge und Säle, die Treppenhäuser. Im Rücken des heiligen Nepomuk führt ein heller, hoher Raum, die Kreuzkapelle, hinter Gittern verwahrt, ein in das Kloster. Man vermißt in den prächtigen Zimmern die prunkenden Öfen des 18. Jahrhunderts und erfährt, daß eine ausgeklügelte Bodenheizung, im Gästetrakt zumindest, jüngst bei Renovierungsarbeiten erst entdeckt, den an zivilisatorischen Annehmlichkeiten immer interessierten Söhnen des heiligen Benedikt einen schon von den Römern geschätzten Wohnkomfort bescherte. Bücher überall, in Gängen und kleineren Räumen — wieviel erst müssen das gewesen sein, bevor die Staatsbibliothek ihre Regale und die Bewohner der Umgebung ihre Backöfen damit füllten!

Fürstlicher Schmuck zierte nicht nur die Fürstenzimmer im Klosterbau. Nirgendwo in Bayern, am wenigsten in dem von der Säkularisation so arg geschändeten Wessobrunn, findet der Kunstliebhaber den Wessobrunner Stuck so lückenlos auf einem Platz und von solcher Güte. Ein Stuckmuseum sind geradezu diese einzelnen Räume: der frühe reiche Stuck des reifen Barock vom Jahr 1670 in Fürstenzimmern und im Festsaal, wo mächtige Muscheln umrankt sind und verbunden von üppigen Obstgirlanden in bäuerisch kräftigen Farben — beschwingter, gelöst im Spiel der Ornamentik, der Rokokostuck des Johann Baptist Zimmermann in der stimmungsvollen Halle der Bibliothek — an der Grenze zwischen Barock und Rokoko und vom gleichen Meister die Decke des Refektoriums: feine dichte Wellen, glänzendes Weiß, wie das Wasser des Ammersees sich kräuselnd in Vorahnung des aufziehenden Gewitters. Kommt zu all diesen Räumen, hoch über der Erde, das Licht eines kühlen sonnigen Morgens, die Transparenz eines Föhntages: wo sollte Bayern schöner sein!

Geschichte und Gegenwart — es fällt nicht schwer hier oben, und sollte verzeihlich sein, diese zu vergessen, um sich in jener zu verlieren, nicht bedenkend, ob man der Mächtigkeit der Geschichte sich ergeben mußte oder der Ohnmacht einer Gegenwart.



Ganz Gegenwart ist bei aller geschichtlichen Pracht die Kirche, erbaut für die Wallfahrer von gestern, den heutigen zur Andacht dienend, denen von morgen sicher nicht fremd. Es mag ein Teil jenes heutzutage kaum mehr zu beschwörenden selbstbewußten Geistes von Andechs gewesen sein, der jedem Künstler seine Freiheit beließ und ihn doch inspirierte zu einer Kirche ohnegleichen. Die tatsächlich keinen Vergleich zu scheuen braucht mit weitaus prächtigeren. Tradition und Moderne. Man kann sich die Mühe sparen, nach Worten zu suchen, wenn ein anderer sie schon gefunden hat. Der bayerische Kunsthistoriker Herbert Schindler schreibt in einem seiner Bücher: „... ‚Rokokogotik‘ möchte man meinen, wenn das nicht ein kunsthistorisches Paradoxon wäre. Aber wirklich, hier gelingt das Seltene: die Vermählung zweier Kunstepochen, die verschiedenes wollten und sich am Ende sehr nahe kamen ... Verkörperung wohl jener ‚liberalitas bavarica‘, von der auf einer Inschrifttafel über dem Kirchenportal in Polling gesprochen wird.“

Das Kloster schien in einem wahren Bau-Rausch verfallen. Nach Fertigstellung der Kirche schickte Kurfürst Max III. Joseph seine Hofkünstler, unter ihnen Johann Baptist Gunetzhainer und Johann Michael Roth, um die „Heilige Kapelle“ und die Reliquien instandsetzen zu lassen, und er übernahm die Rechnung von etwas mehr als 1000 Gulden. Denn die Unkosten waren groß, noch ehe die eigentlichen Festtage des Jubiläums gekommen waren. Jedoch der Abt hatte Trost: „Ich weiß nicht, ob ich durch das Bauen reicher oder ärmer wurde“; denn die Bauarbeiter ließen einen guten Teil ihres Lohnes in Andechs — umgesetzt in Bier und Brotzeiten. Abt Bernhard hatte diesen Humor nötig, denn die Aufgabe, die man sich bezüglich des Jubiläums gestellt hatte, schien menschliche Kräfte zu übersteigen.

P. Placidus Scharl, einer der hervorragenden Klosterinsassen jener Jahre, zeitweilig Prior von Andechs, wurde zum Chronisten bis hin zur Auflösung des Klosters.

Man trug Sorge im Konvent, das Jubiläum nicht in Äußerlichkeiten sich er-

schöpfen zu lassen. So leitete man die festlichen Tage ein mit einer philosophischen und theologischen Disputation, einer Art Streitgespräch, das in lateinischer Sprache über verschiedene Lehr- und Glaubenthesen der katholischen Kirche geführt wurde. P. Placidus war auch hier einer der eifrigsten Mitarbeiter und malte, auch für das Volk verständlich, die wichtigsten Sätze seiner Disputation auf.

Um auch den Herrn Churfürsten und den Hof in München für diese geistliche und geistige Anstrengung zu interessieren, ließ der Abt Bilder und Thesen „auf weißen Atlas übertragen“ und reiste damit nach Nymphenburg. Der Churfürst lobte die theologische Bildung und zeichnerische Begabung des P. Placidus; denn „Seine churfürstliche Durchlaucht war an diesem Tage besonders heiter und gnädig, da ihm seine Versuche in der Drechslerkunst sehr gut gelungen waren und er schon am Morgen auf der Jagd einen Hirsch erlegt hatte . . .“

Natürlich erhoffte man sich für die Festtage, die auf eine ganze Woche sich ausdehnen sollten, einen großen Besucherstrom. Das heißt, man hatte beinahe Angst davor, und traf genaue Vorkehrungen, um nicht in organisatorische Schwierigkeiten zu geraten. Ordens- und Weltgeistliche aus der Umgebung kamen zur Aushilfe, und die Chronik spricht von siebzig- bis achtzigtausend Gläubigen, die in diesen acht Tagen eine Wallfahrt nach Andechs machten. Die Priester saßen bis zu achtzehn Stunden im Beichtstuhl, so daß es sicher keine Bosheit des Chronisten ist, wenn er schreibt:

„Einer von den PP. Franziskanern fühlte sich eines Nachmittags unwiderstehlich vom Schlafe gequält. Nachdem ein Bauersmann sein Bekenntnis abgelegt hatte, suchte er sich also zu helfen: ‚Mein Lieber! Ihr verdienet zwar keine große Buße; aber ich habe eine dringende Bitte an euch; da ich schon fünf bis sechs Tage beständig Beicht höre und keine Zeit zum Schlafen finde, so bin ich gerade schrecklich vom Schlafe geplagt; seid so gut und betet hier im Beichtstuhle einen Rosenkranz, damit ich einige Minuten dem Schlaf mich überlassen kann; wenn ihr fertig seid, so wecket mich; ich werde euch von Herzen danken.‘ Es geschah nach

seinem Wunsche und der Pater wurde wieder fähig, sein Geschäft fortzusetzen.“ Von überallher kamen die Gäste des Klosters, aus München und Augsburg, aus Diessen und Wessobrunn, aus Wettenhausen, Polling, Tegernsee und Benediktbeuern. Alle Klöster, die Rang und Namen hatten im damaligen Bayern, waren vertreten.

Kein Wunder, daß Abt Bernhard sich nicht zum besten fühlte nach diesen Strapazen. Vier Jahre lang war er ein kranker Mann, bis er im Jahre 1759 verstarb. Auf seinem Grabstein steht zu lesen: „In Coelum ascendit, victurus ibi aeterna saecula postquam in Coelo Andecensi tertium foundationis saeculum celebravit.“ — Er stieg auf in den Himmel, siegreich sich dort zu erfreuen an den Jahrhunderten der Ewigkeit, nachdem er im Himmel von Andechs die Dreihundertjahrfeier der Gründung feierlich begangen.

Ein anspruchsvolles und selbstbewußtes Wort: „Der Himmel von Andechs.“ Die Nachwelt, einem sinnenfrohen barocken Christentum kopfschüttelnd gegenüberstehend, schrieb sich das Wort vom „Andechser Himmel“ zurecht für ihre nüchterne Gegenwart, hielt sich schadlos am überlieferten „Himmel“: jenen Deckengemälden in den Klosterkirchen von Andechs und Diessen, wo die Heiligen und Seligen der Andechser sich versammeln um die Heiligen des Ordens und die Märtyrer, deren Gebeine in den Kirchen ruhen.

Indes, jener auf dem Grabstein des Abtes Bernhard Schütz beschworene „Andechser Himmel“ war ein Triumph des Glaubens nach Jahren der Unsicherheit, ein Triumph des Geistes im Gefolge der aufblühenden Naturwissenschaften, ein Triumph der Künste.

Unter den Künsten hat die Architektur vor anderen den Vorzug, dauernd zu sein, dauernder jedenfalls als die Bücher der Dichter und die Noten der Musiker. Kennern und Liebhabern barocker Musik unseres Jahrhunderts blieb es vorbehalten, jene Schätze der Musik zu heben, die den Bewohnern des „Andechser Himmels“ vor rund 200 Jahren auch die Ohren mit Lust erfüllten.

Es ist nicht nur barocker Sinn für klingende Namen und Titulaturen, wenn in

der Chronik für das 18. Jahrhundert die Position eines Andechser „Musikdirektors“ nachgewiesen ist. Der zu diesem Amt berufene Pater hatte für die Kirchenmusik ebenso Sorge zu tragen wie für die Ergötzung bei Tische, vor allem, wenn hoher Besuch die Tafel zierte.

In mönchischer Bescheidenheit schrieb einer dieser Musikdirektoren, P. Nonnosus Madlseder: „Die größeren Sterne glänzen viel schöner, wenn sich auch kleinere

*Aus einem Notenblatt  
des P. Nonnosus Madlseder*



neben ihnen sehen lassen; derowegen ich mich keiner Strafe unterworfen zu seyn glaube, da ich dieses kleine Vesperwerk . . . den Augen ächter Kenner vorlege.“ Tatsächlich scheint er mit seinen Werken nicht viel Glück gehabt zu haben; die Chronik vermerkt: „Auf Kosten des Klosters veröffentlichte er zu St. Gallen seine neu componirten Vespern. Statt eines Vortheils erwuchs hieraus dem Kloster ein nicht unbedeutender Schaden, da er das Werk in Selbstverlag genommen, und nur wenige Exemplare verkaufen konnte, so daß fast die ganze Summe der Verlagskosten das Kloster decken mußte.“

Drei Namen sind es, die Zeugnis geben von der kunstvollen Eigenständigkeit Andechser Musiklebens um die Mitte des 18. Jahrhunderts: Gregor Schreyer, der schon erwähnte Nonnosus Madlseder und Benedikt Holzinger. Zur Zeit des 300jährigen Jubiläums ist P. Gregor Schreyer Musikdirektor in Andechs. Er



komponiert acht festliche Messen für die acht Tage dauernden Jubiläumsfeierlichkeiten, und seine Musik wird immer wieder, auch von auswärtigen Gästen, lobend erwähnt.

Nachfolger im Amt des Musikdirektors wird sein Schüler P. Nonnosus Madlseder. Außer den Vespern, die keinen Verlag finden konnten, ist ein „Stabat Mater“ und eine Vertonung des „Miserere“ von ihm überliefert.

Nur ein einziges Werk ist von P. Benedikt Holzinger bekannt; die „Vesperae sollennes“ erklangen, nach beinahe zweihundert Jahren vielleicht zum ersten Mal wieder, beim Abschluß des Hedwig-Jubiläums-Jahres 1967.

Sixtus Lampl zum Streng schreibt zu dieser Epoche:

„Die Andechser Musikgeschichte ist die Musikgeschichte eines Benediktinerklosters — personal- und aufgabenmäßig. Im Musikdirektor war die zwar arbeitsreiche, aber auch segensreiche Personalunion eines Mönches, Theologen, Seelsorgers, Pädagogen am Sängerknabeninstitut, Komponisten und Dirigenten gegeben . . . Hatte man zur Umgestaltung der Andechser Kirche außerklösterliche Kräfte geholt, so scheint das Musikleben in Händen der Konventualen gelegen zu haben. Denn es deckte sich aufgabenmäßig mit dem Ziel des Benediktinertums, der ständigen Verherrlichung Gottes im opus dei von Messe und Chorgebet . . . Außer Messe und Vesper hatten die Komponisten Litaneien, Passionsmusiken, Singspiele und Sinfonien zu schreiben, welche teils in der Kirche, teils bei außerkirchlichen Festlichkeiten erklangen. Die Aufführungen wurden größtenteils mit eigenen Kräften durchgeführt, Konventualen und Sängerknaben, auch weltlichen Dienstleuten des Klosters.“

Eine kleine Episode am Rande der Andechser Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts mag interessant genug sein, Erwähnung zu finden: Als P. Placidus Scharl, der vielgereiste, Professor an der Benediktiner-Universität in Salzburg war, traf er, der selbst ein talentierter Musiker gewesen sein muß, auf das junge Genie, von dem damals alle Welt sprach, auf Wolfgang Amadeus Mozart. Über den sechsjährigen Mozart notierte er in seinem Tagebuch: „Die Octav, welche er mit





17 Abt Eberhard Stöckl (1458—1462)



18 Abt David Aichler (1588—1596)



seinen kleinen Fingerchen noch nicht zugleich erreichen konnte, erhupfte er mit außerordentlicher Geschwindigkeit und wunderbarer Accuratesse.“ Und der Chronist in Andechs beeilt sich, diese Sternstunden des Mitbruders, der inzwischen Musikdirektor an der Salzburger Universitätskirche geworden war, mit größter Genauigkeit zu übermitteln: „Man durfte ihm (Mozart) nur den nächsten besten Gedanken angeben zu einem musikalischen Satze oder zu einer Fuge, so führte er ihn sogleich durch alle Tonarten merkwürdiger Abwechslung und immer neuen Gängen und fugierte stundenlang über einen Gegenstand; musikalische Phantasiren war seine Passion . . . Scharl hatte oft Gelegenheit, das musikalische Talent dieses Kindes zu bewundern und ihn für die angenehmen Stunden, die er ihm bereitete, durch kleine Geschenke zu erfreuen. Später erhielt er von ihm sogar das Versprechen, für ihn etwas Besonderes componiren zu wollen; ob es wirklich geschah, ist nicht bekannt; vielleicht mochte ihn die Allseitigkeit, von der er in Anspruch genommen wurde, gehindert haben, dieses Versprechen zu erfüllen.“

Wolfgang Amadeus Mozart, der so wohlwollendes, wenn auch flüchtiges Interesse für das Andechser Musikleben bekundet hatte, war schon fast sechs Jahre tot, als aus dem ammerseenenahen Eresing ein neunjähriger Junge als Chorknabe im Andechser Sängerknabeninstitut Aufnahme fand. Später wurde aus dem Sängerknaben ein fleißiger Komponist, der es zum Organisten an der Hofkirche St. Michael in München brachte und als solcher Furore machte mit der Aufführung des berühmten „Miserere“ von Gregorio Allegri, das man bis dahin außerhalb der Sixtinischen Kapelle des Vatikans nie zu hören bekommen hatte (übrigens hatte der vierzehnjährige W. A. Mozart das Werk des italienischen Barock-Meisters zweimal in der Sixtina gehört, um es dann dank seines vorzüglichen Gehörs aus dem Vatikan zu „schmuggeln“ und aufzuschreiben). Der berühmt gewordene Sängerknabe aus Andechs war Kaspar Ett, und die Musikgeschichte nennt seinen Namen als einen der großen Wiederentdecker und Erneuerer der alten Musik.



Es blieb bis heute manches erhalten aus jenen großen Jahren des Andechs'er Musiklebens. Unsere Zeit hat Sinn für „Ausgrabungen“, und das heutige Andechs tut viel, diese Musik seiner Mönche von einst wiedererklingen zu lassen. P. Nonnosus Madlseder — auch mit der Feder des Schriftstellers recht geschickt hantierend, wo seine musikalischen Werke diesen Nachdruck verlangten, — schrieb vor nicht ganz 200 Jahren, er komponiere „der zuversichtlichen Hoffnung lebend, daß alles dasjenige, so aus meiner obschon untüchtigen Feder wegen Gott geflossen ist, nicht werde vergessen werden, noch verloren gehen . . .“

Doch nicht nur die Künste, wie schon gesagt, auch die Wissenschaften blühten unter der wärmenden Sonne eines prosperierenden Zeitalters und im Glanz des Jubiläums. Man ging an die Einrichtung wissenschaftlicher Schauräume — nicht zum Entzücken aller Klosterinsassen, wie die Chronik festhält:

„Einige Mitglieder des Hauses fingen an zu rumoren und konnten nicht begreifen, wie man sich kein Gewissen mache, zur Aufbewahrung von einigen Schneckenhäuschen so große Auslagen zu machen; allein man achtete nicht darauf . . .“

Und so entstanden, als Bildungsmöglichkeit für die Mitglieder des Hauses gedacht, ein „Naturaliencabinett“ und ein mathematisch-physikalisch orientiertes Museum. Patres hatten die Stücke von ihren Reisen mitgebracht, Gönner sie gestiftet, das Kloster fehlende Objekte dazu gekauft. Nicht ohne Stolz vermerkt als Initiator auch dieser Einrichtung der umfassend gebildete P. Placidus Scharl in seinem Tagebuch: „Es enthielt eine Menge von verschiedenartigen Erdarten, weichen und harten Steinen, eine merkwürdige Sammlung von Marmorarten aus aller Herren Länder . . .“ Um dann über den Verlust all dieser köstlichen Raritäten zu klagen: „Wo sind sie hingekommen, all diese Seltenheiten, deren Sammlung soviel Mühe, so viele Kosten, so große Sorgfalt gekostet hat? Alles ist zersplittert, zerstreut, ganz und gar zunichte gemacht, und niemand weiß mehr, daß Andechs einen solchen kostbaren Schatz aus dem Gebiete der Natur in sich getragen hat. O gerühmte Aufklärung!“

Ein anderer Schatz, dessen Truhe in Andechs erhalten blieb, dessen Bestand

eifrige Wissenschaftler unserer Zeit zusammensuchten, ist die hoch zu rühmende Apotheke des Klosters, vielen müden Besuchern bekannt zumindest als Fassade gegenüber den Ruhebänken auf dem freien Platz vor der Kirche. Ihre Entstehung verdankt diese heutzutage als Perle bayerischer Klosterapotheken geltende Einrichtung einem Zufall einerseits und, um das weltliche Wort von vorhin abzuschwächen, einer seltsamen Fügung: das Kloster hatte im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts einen Keller angelegt unter dem Platz vor der Kirche. Zu dessen richtiger Nutzung war ein Überbau erforderlich, über dessen Funktion man sich lange nicht einigen konnte. Um die Mitte des Jahrhunderts traten nacheinander zwei Brüder, Söhne und Erben eines Apothekers aus Landshut, ins Kloster ein, die späteren Patres Heinrich und Felix Funk. Nach dem Tod ihres Mannes, der dem Kloster schon manche Wohltat erwiesen hatte, stiftete die Mutter der beiden Patres dem Kloster eine beträchtliche Summe mit der Auflage, man möge von diesem Geld eine Apotheke errichten. Der Konvent entsprach dieser Bitte, denn das Apothekerwesen hatte auch in Andechs, wie in den meisten bayerischen Klöstern, eine gewisse Tradition.

Es müssen Patres aus dem Kloster Tegernsee gewesen sein, die ersten Mönche des jungen Benediktiner-Klosters Andechs, die ihr pharmazeutisches Wissen aus dem Mutterkloster mitbrachten. Denn die erste Nachricht vom Andechser Interesse für die Heilkunde datiert aus dem 15. Jahrhundert; es ist eine Liste mit Arzneistoffen, die in lateinischer Sprache mitteilt, welche Mittel „ein Apotheker verwenden muß“. An erster Stelle dieser zu den ältesten bisher bekannt gewordenen Andechser Handschriften zählenden Anweisung stehen Arzneistoffe pflanzlicher Herkunft: Kräuter, Samen, Früchte, Blüten, Wurzeln usw. Mineralische und chemische Mittel folgen: Gold und Silber, Schwefel und Arsenik, schließlich sogar Steine wie der Marmor und kostbare wie Rubin, Saphir und Smaragd. Natürlich fehlen in der Liste die aus Tieren gewonnenen Heilmittel nicht: das Fett vom Schwein und vom Geflügel, das Fuchs- und Wolfsfett, und, nur um ein weiteres Beispiel zu nennen, die Galle vom Bären. Es ist die Rede von heilenden

Wässerchen ebenso wie vom Alkohol und von verschiedenen Ölen. Aus der gleichen Zeit kommt eine weitere Liste, die Anweisungen gibt, wann am besten man die genannten Kräuter sammeln solle. Da steht unter anderem zu lesen: „ . . . So erhalten bestimmte Pflanzen infolge der Sammelzeiten ihre Heilwirkung, während sie zu einer anderen Zeit ihre Kraft zur Gänze verlieren, wie jene, die vor der Reife eingesammelt werden. Sie müssen deshalb dann eingesammelt werden, wenn sie zur vollen Reife gelangen. Sollten sie aber Blüten haben, so müssen sie während der Blütezeit gesammelt werden . . . Die Blüten aber müssen gesammelt werden, wenn sie entwickelt und zur Fülle der Nahrung gelangt sind, weder am Anfang noch am Ende, sondern wenn sie reif sind. Blätter und Laubwerk werden gesammelt, wenn sie zu ihrer vollen Reife gelangt sind und die Feuchtigkeit in sich einsaugen. Man darf nicht wagen, sie einzusammeln, wenn sie bereits vom Stengel abfallen, oder wenn sie zu grün und noch zu unreif sind. Die Wurzeln hingegen sind einzusammeln, wenn sie nach Abfall der Blätter die Feuchtigkeit in sich zurückhalten und die Wirkstoffe nicht mehr an Blätter und Stiel weitergeben . . . “

Daß im vielbesuchten Andechs in pharmazeutischer Hinsicht auch für den souveränbedachten Durchschnittskunden etwas getan wurde, davon weiß eine Notiz in der Chronik anlässlich des Besuches eines Fürstbischofs zu berichten: „ . . . Nach Tische besuchte der Bischof die Klosterapotheker, wo er sich etwas Liqueur aufdrängen ließ . . . “

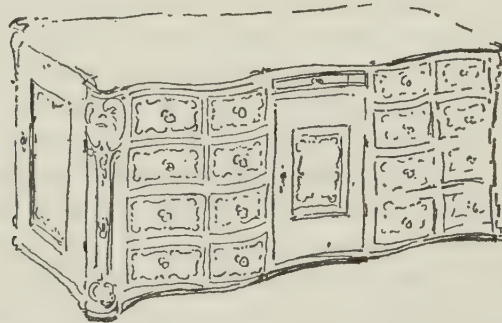
Der großen Tradition und dem Interesse für die Pharmazie schuf das Kloster dank der Großzügigkeit der Apothekerswitwe Funk ein selbst für das prachtliebende Rokoko ungewöhnlich prächtiges Gehäuse. Erbaut und eingerichtet wurde das Haus unter Anleitung des schon genannten Apothekersohns, des P. Felix Funk, der auch die Leitung der Apotheke übernommen hatte. Ein Wappenschild des Abtes Meinrad Moosmüller über der Mitteltür bezeugt, daß unter seiner Regierung und in seinem Todesjahr, 1763, der Bau vollendet wurde. Ein Hund, als Türklinke gebildet, bewacht den Eingang, der Handgriff zeigt den Kopf eines

Löwen, in dessen Maul sich eine Schlange windet. St. Benedikt und seine heilige Schwester Scholastika zieren die beiden Seitentüren. Die Akten der Säkularisation berichten präzise über Sinn und Funktion der Räumlichkeiten. Man kommt zuerst in einen kleinen Vorraum, der mit „einem Schreibkasten mit Pult von Fichtenholz vielfärbig gefaßt, einem Wandschrank ebenso eingerichtet war“. In der eigentlichen Apotheke stand ein „Receptierkasten gleich vorigen gefaßt mit Schubläden, welche alle mit Messingknöpfen, Engelköpfe vorstellend, versehen sind“. Rechts vom Hauptraum der Apotheke schloß sich das Laboratorium an, eine Treppe führt zum Keller. Die kunstvoll gestalteten Rokoko-Türen sind vorhanden, die Einrichtung fehlt, nur eine umfangreiche Liste gibt Auskunft über die sehr reichhaltige Ausstattung. Der Chronist von Andechs schwärmt von der Qualität der Einrichtung, die so erlesen war, „daß kaum eine Apotheke in Baiern ihr an die Seite gestellt werden konnte . . .“ Doch auch ein objektiver Beobachter und Kenner von Apotheken, der Landgerichtsphysikus Dr. Kraus von Starnberg schreibt: „Allerdings hat das Gebäude der Apotheke zu Andechs eine Beschaffenheit, die es an keinem Orte des Landgerichts besser erhalten wird. Der freie, offene, helle Platz desselben, der Vorrath und Materialkammern, das Laboratorium, Kräuterboden, der Keller, die Wasserleitung usw., sind so in der Nähe zusammengebracht und so zweckmäßig angelegt, daß die nöthigen Arbeiten hinlänglich bequem, sicher und ungehindert darin können vorgenommen werden.“ Erhalten sind die vorzüglichen Deckenfresken, die Zitate aus dem alten und neuen Testament zum Thema haben mit Bezug auf die Heilkunde; erhalten sind auch einzelne Gerätschaften, zwei Mörser mit dem Wappen des Abtes Meinrad im Deutschen Museum und ein Rezepturtisch, den neueste Forschungen ebenfalls nach Andechs bestimmen.

Quelle und Refugium allen wissenschaftlichen Strebens war eine Bibliothek, die in ihren ältesten Beständen zurückreichte in das Gründungsjahrhundert, im Jubiläumsjahr aber wesentlich angereichert und verbessert wurde. P. Placidus Scharl, auch um die Bibliothek über die Maßen bemüht, schreibt von den Kost-



barkeiten dieser Büchersammlung in seinem Tagebuch: „Die Mönche von Andechs acquirirten ein Exemplar der ersten Auflage der Fust-Gutenbergischen lateinischen Bibel, welches immer als ein Juwel der Bibliothek betrachtet wurde . . . O wie viele Werber geizten um diese kostbare Bibel . . . Ich bin allezeit solchen Anträgen entgegengetreten und habe die Äbte bewogen, ja dieses unschätzbare Monument nicht zu veräußern . . . Außer dieser befand sich in unserer



*Rezepturtisch aus der ehemaligen Klosterapotheke Andechs*

Bibliothek das alte bekannte Missale, noch eine alte lateinische und die erste gedruckte deutsche Ausgabe der Bibel, vier große Bände der glossirten Bibel, die sehr seltene Complutenser Bibel vollständig, zu welcher das neue Testament aus der kurfürstlichen Bibliothek in München gekauft worden war, die Polyglotte des Walto, das Lexikon von Castelli.

Eine kleine alte Pariser Ausgabe der Bibel rettete ich aus einem Haufen weggeworfenem Papier und ließ dieselbe neu einbinden. Ferner besaß die Bibliothek von Luther's Bibel die erste Ausgabe, jedoch nicht vollständig. Seine sonstigen

Werke waren sowohl in deutscher als in lateinischer Ausgabe vorhanden . . . Die meisten neueren Werke, welche sich in der Bibliothek von Andechs befinden, rühren von mir her, und ich überschätze mich nicht, wenn ich dieselben auf zweitausend Gulden anschlage; sie haben mich gewiß 3000 Gulden gekostet.“

Die Wissenschaften blühten. Es war lange Tradition, daß Andechs gleich anderen bedeutenden Klöstern in Bayern und Schwaben befähigte Patres stellte für die Benediktiner-Universität von Salzburg. Bald jedoch kamen auf die Klöster andere, nicht erwünschte, neue pädagogische Aufgaben zu. Um die beinahe nur noch aus Schulden bestehende Staatskasse zu entlasten, bestimmte Kurfürst Max III. die Güter der 1773 aufgehobenen Jesuitenklöster für Zwecke der Bildung und des Unterrichts. Sein Nachfolger Karl Theodor änderte diese Bestimmung; er brauchte das Geld, um eines seiner „natürlichen“ Kinder, einen Fürsten von Bretzenheim, den er zum Großprior des Maltheserordens gemacht hatte, standesgemäß finanziell auszustatten. Die Schulen gingen leer aus. Der Versuch des Kurfürsten, die alteingesessenen Klöster über die hohen bisherigen Abgaben hinaus zu schröpfen, schlug fehl. Also wurde die Bestimmung erlassen: die Klöster haben „die Lehrfächer der theologischen und philosophischen Fakultät an der Universität, sowie an allen Lyceen und Gymnasien des Landes unentgeltlich zu übernehmen“. Und so kam es, daß Benediktiner aus Andechs Schülern in München, in Neuburg an der Donau und in Freising die Schönheiten der griechischen und lateinischen Grammatik klarzumachen versuchten. Die noch vor ein paar Jahren so gern zitierte „*liberalitas bavarica*“, jenes beinahe nicht zu übersetzende Wort von der bayerischen Großmut, der Großzügigkeit hatte durch ein nicht sehr bayrisch bedachtes Fürstenhaus starke Einbuße erlitten.

Eintragungen wie diese werden selten in der Chronik: „Zu den beliebtesten Ergötlichkeiten, denen man sich je nach den Zeitverhältnissen überlassen durfte, gehörten die Jagdpartien auf Wild und Vögel in den ausgedehnten Waldrevieren des Klosters, die oft eine reiche Ausbeute in die Küche lieferten. Es gehörte jedesmal zur Theilnahme an solchen Erholungen specielle Erlaubniß des Abtes.

Man ging auf Hirsche, Sauen, zum Fuchsklopfen, auf den Dachsfang, auf Wildenten, Buchfinken, Schnepfen und dergleichen . . . , da es allgemein als ein anständiges Vergnügen betrachtet wird und den Männern, die im Ganzen so gewissenhaft ihre Zellen hüteten und bei den Büchern saßen, eine solche Bewegung im Freien ihrer Gesundheit wegen nur förderlich sein konnte.“

Doch die Zeichen der Zeit waren unerfreulich, und man sprach davon in den Klöstern. Man ahnte, daß aus den Jägern schon bald Gejagte werden könnten. Die ersten dunklen Wolken zogen auf am Himmel von Andechs. Die kurfürstlichen Schikanen werden detaillierter: die Wallfahrten und Bittage werden eingeschränkt, die Klöster angewiesen, ihre Finanzlage nach München zu melden, man mischt sich ein in innerste Klosterangelegenheiten, schreibt das Alter für die Ablegung der Gelübde vor, beschränkt die Zahl der aufzunehmenden ausländischen Mitglieder.

Dazu kam der Krieg. Die Revolutionskriege überzogen auch Bayern mit den gewohnten Schrecken, mit Hunger und Mord und Brand. „Das Volk hatte sich landauf, landab daran gewöhnt, die Gotteshäuser als Lazarette, militärische Depots und Ställe verwendet zu sehen, zur neuen Schädigung seines frommen Begriffes von gottgeweihter Stätte.“

In jenen Jahren galt der Hof in München als einer der prächtigsten in Deutschland. Daß er einer der aufwendigsten war, bekamen die Untertanen zu spüren. 1200 Personen waren bei Hofe fest im Sold, an die 250 Kammerherren, 200 Kammer- und Hofbediente, 20 Hofmaler, 170 Musiker und so fort. Zinsen für eine Schuld von 20 Millionen Gulden waren aufzubringen, und die Klöster mußten zahlen. Trotzdem verhandelte Karl Theodor mit dem Papst, um mit dessen Zustimmung weitere Summen aus den Klöstern herauszupressen. 15 Millionen sollten die Klöster nach einer vom Papst erlassenen Bulle an den Kurfürsten zahlen. Doch die Klöster waren gerüstet, sie hatten schon vor Erlaß der landesherrlichen Verordnung Wind von der Sache bekommen, und sahen die Möglichkeit zu wirksamen Protesten. Schließlich wurde diese als „15-Millionen-Ge-

schichte“ berühmt gewordene Angelegenheit nach Zahlung von nur fünf Millionen zu den Akten gelegt. Was blieb, war der Stoßseufzer des Karl Theodor, eines von seinem Amt wie von der Geschichte gleichermaßen überforderten Fürsten: „Ich brauche Geld, viel Geld und bald.“



*Klosterapotheke Andechs  
Wappen des Abtes Meinrad Moosmüller*



## VIII

### DIE SÄKULARISATION

oder

„Ich dachte an die alten Tage . . .“

Mit dem Ruf nach mehr Geld klang das Jahrhundert aus. Der ihn erhoben, erlebte das neue Säkulum nicht mehr. Karl Theodor starb am 16. Februar 1799 an einem Schlaganfall. In seiner Trauerrede pries der Hofprediger, ein Franziskaner aus München, den Verstorbenen als einen „für die Religion mächtigst eifernden Fürsten, der für das Wohl seiner Staaten höchst besorgt“ gewesen. Zeitgenossen aber hofften auf den Nachfolger; „die Klöster und die Religion konnten in ihrem Bestande gerettet werden, wenn ein Glaubensheld den Thron bestieg“. Glaubenshelden aber waren rar geworden im Lande Bayern.

Die Klöster erschienen verängstigt und wollten alles vermeiden, womit sie auffallen mochten oder gar Mißfallen bei allerhöchster Stelle hätten erregen können. In Andechs ließ man beabsichtigte Feierlichkeiten zum 400jährigen Jubiläum der Reliquien-Auffindung wieder absagen „und beschloß, diesen Anlaß stillschweigend vorübergehen zu lassen, um nicht den Schändern des heiligen Berges aufs neue Material zu bieten, altes Kraut wieder aufzukochen, wie es in einer neuesten Schmähschrift gerade geschehen war“.

Ein klösterliches Familienfest allerdings wurde gefeiert, das fünfzigjährige Ordensjubiläum des P. Placidus Scharl, der damals offenbar schon als eine Art Inbild und Inbegriff bayerischen Benediktinertums des Barock gefeiert wurde: hochgelehrt und erfahren in vielerlei Aufgaben, die das Kloster ihm gestellt hatte, weitgereist und weltkundig und fromm; ein Liebhaber der Musik und der schönen Künste, ein weiser Prior, wie Andechs sie immer wieder in schweren

Zeiten hatte, ein objektiver Beobachter und Chronist seiner Zeit und ein nicht unbedeutender Schriftsteller. Die Festpredigt hielt er sich selbst über einen Satz aus dem 76. Psalm: „Ich dachte an die alten Tage und nahm die Jahre der Ewigkeit zu Gemüthe.“

Mit dem Feingefühl des weisen Mannes, der auf die Untertöne der Geschichte zu hören versteht, hatte dieser Placidus Scharl die Chronik seines Klosters niedergeschrieben. Eine Begebenheit aus der Mitte des zu Ende gehenden Jahrhunderts mag Beispiel sein; eine Episode nur, die dennoch für die jetzt kommenden Jahre mancherlei verständlich machen hilft:

Neben anderen umliegenden Ortschaften hatte auch Utting, am anderen Ufer des Sees, dem Kloster Andechs vielerlei Frondienste zu leisten. Eines Tages weigerten sich die Uttinger, diesen Diensten nachzukommen, strengten einen Prozeß gegen das Kloster an und verloren ihn durch alle Instanzen. „Sie fügten sich jedoch trotz aller Befehle und Ermahnungen diesen Urtheilen nicht, und erklärten, lieber sich ins Zuchthaus nach München führen lassen zu wollen, was ihnen denn auch am 17. Februar 1764 auf Antrag des Klostersrichters wirklich begegnete. Acht derselben wurden, als sie das erstemal sich weigerten, die Frohndienste zu leisten, durch kurfürstliche Soldaten mitten in der Nacht sozusagen aus ihren Betten geholt, über Erling dahin abgeführt, und liessen sich trotz aller Ermahnungen keines Besseren belehren. — Am darauffolgenden Tage machten sich etwa 130 Personen von Utting, worunter viele Weiber, ja sogar Schwangere waren, unter der Führung eines Winkeladvokaten auf, begaben sich nach München, stellten sich dem Kurfürsten, der vor der schmerzhaften Mutter Gottes im Herzogspitale der Samstag-Andacht beigewohnt hatte, bei seiner Rückkehr in den Weg und verfolgten seinen Wagen eine weite Strecke unter Heulen und Wehklagen. Ein Schauspiel wie München sobald keines gesehen hat! Der Kurfürst wurde betroffen darüber. Als er jedoch in Erfahrung brachte, daß sie bei allen Instanzen ihren Prozess verloren haben, und es widerhaarige Unterthanen des Klosters Andechs seien, schenkte er ihnen nicht nur kein Gehör, sondern ließ

ihnen melden, daß sie wenn sie nicht ohne Verzug abziehen, in gleicher Weise wie die anderen eingesperrt würden.“ Ein paar Bewohner von Utting fügten sich dem verlangten Frondienst aus Angst vor Strafe. Aber schon bald erschien vor dem Abt eine Delegation, die nach einer genauen Bezeichnung der zu leistenden Frondienste verlangte. „Es war dies zwar eine große Zumuthung; da der Abt jedoch einsah, daß durch eine längere Fortsetzung des Processes die ganze Gemeinde in die äußerste Armuth gerathe — der Process hatte sie nach ihrem eigenen Geständnisse schon mehrere tausend Gulden gekostet —, so erwiderte er, er werde diese Angelegenheit beim nächsten Capitel zu Berathung bringen, und bis zum 13. März sollten sie den gewünschten Bescheid erhalten. — Die Entscheidung lautete dahin: mit Ausnahme außerordentlicher Frohndienste bei unglücklichen Ereignissen oder bei Neubauten müsse jeder Frohnbauer jährlich zwei- oder dreimal das Getreide von den klösterlichen Getreidescheunen zu Stoffen und Stadl bis Utting führen und von da die Fischer dasselbe nach Mühlfeld bringen; die Nichtfrohnbauern aber sollten jährlich einen oder zwei Tage lang Handdienste auf dem heiligen Berg leisten.“ Diese Mitteilung nahmen die Uttinger zur Kenntnis, ohne irgendwelche Konsequenzen daraus zu ziehen. Da schickte das Kloster eine Abordnung nach Utting, „damit sie diese Angelegenheit daselbst zum endlichen Abschluß bringen; allein sie richteten nichts aus und waren buchstäblich (es war der 3. April) in den April geschickt. — Die harten Köpfe verstanden sich nicht nur nicht zu diesen geringfügigen Leistungen, sondern begegneten den beiden Abgeordneten in einer wahrhaft rohen Weise mit Ausnahme der Fischer, die nach dem Beispiele der apostolischen Fischer dem Kloster ihre Treue bewahrten und sich bereitwillig zu den mäßigen Frohnleistungen verstanden.“ Die Liebe zum Kloster nahm ab im gleichen Verhältnis wie die Zahl der nach München inhaftierten Uttinger zunahm.

Max IV. Josef hieß der neue Kurfürst und es sah von Anfang an nicht so aus, als werde er der von Kirche und Klöstern erhoffte neue „Glaubensheld“. Er galt schon, ehe er aus Zweibrücken nach München kam, als Freund der Franzosen,

in deren Kriegsdiensten man ihn zum Oberst gemacht hatte, und „als Liebling des Frauengeschlechts“. Karl Theodor, sein Onkel, „liebte ihn nicht, und hielt ihn nicht nur von allen Staatsgeschäften fern, obgleich Maximilian bei dem hohen Alter desselben schon allgemein als der Erbe Baierns galt, sondern gestattete ihm aus Eifersucht und Argwohn nicht einmal den Aufenthalt in Baiern.“ Eher wollte er, so ist von Karl Theodor überliefert, Bayern an Österreich abtreten als Max Josef an die Regierung lassen. Aber außer diversen unehelichen Kindern hatte Karl Theodor keinen Erben, und so zog Max Josef dennoch als Kurfürst in Bayern ein. Als Anhänger der Aufklärung protegierte der neue Kurfürst diese Geistesrichtung in Bayern so sehr, „daß man darüber selbst im Lager der Münchner alten Aufklärer sich unwillig zeigte“. Verbürgt ist seine Äußerung: „Ich habe das Regieren nicht gelernt und muß es denen überlassen, die es verstehen.“ Die großen politischen Entscheidungen seiner ersten Regierungsjahre fielen sowieso ohne sein Zutun, so daß dieser eingestandene Mangel vorerst nicht sehr ins Gewicht fallen konnte.

Denn die Politik machte die sog. Reichsdeputation, ein Ausschuß, der von Kaiser und Reich berufenen Stände. Die letzte dieser im einstmals heiligen Römischen Reich Deutscher Nation tagenden Reichsdeputationen, eine außerordentliche, trat am 24. August 1802 in der Reichsstadt Regensburg zusammen. Einziger Tagesordnungspunkt war: Entschädigung der durch die Abtretung der linksrheinischen Gebiete an Frankreich betroffenen Fürsten. Durch Billigung von Kaiser und Reichstag erlangte der vom Ausschuß gefaßte Reichsdeputationshauptschluß die Kraft eines Gesetzes. Für Bayern besagte der Inhalt unter anderem:

„Par. 2. Dem Kurfürsten von Pfalzbaiern für die Rheinpfalz: die Herzogtümer Zweibrücken . . . etc. Das Bisthum Würzburg unter den hernach vorkommenden Ausnahmen, die Bisthümer Bamberg, Eichstätt, Freisingen, Augsburg, und das von Passau . . . Ferner die Probstei Kempten, die Abteien Waldsassen, Ebrach, Irsee, Wengen, Söfflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wettenhausen,



Ottobeuren, Kaisersheim und St. Ulrich.“ Es folgten „Reichsstädte und Reichsdörfer“ in Franken und Schwaben. Die Stadt Regensburg hatte, „indem jene der Sitz des Reichstages“, eine Sonderstellung, ebenso die Städte Nürnberg und Augsburg als die beiden anderen großen Reichsstädte. Noch ehe der Kaiser mit seiner Unterschrift den Reichsdeputationshauptschluß ratifiziert hatte, beeilte man sich in Bayern, auch die sog. „ständischen“ Abteien in den Beschluß mit einzubeziehen. Gleich darauf hatten die zur bayerischen Landschaft verordneten Prälaten in München eine „letzte Erklärung an die hohe Landschaftsversammlung der bayerischen Nation“ erlassen; der von Resignation gezeichnete Wortlaut besagt u. a. dies:

„Der Prälatenstand, seit Jahrhunderten treu seinem Fürsten, ergeben seinem Vaterlande, keinen Dienst jemals scheuend, kein Opfer jemals verweigernd, keines Verbrechens jemals beschuldigt — steht im Begriffe, seine Landstandschafft, und mit ihr seine bürgerlichen Rechte, sein Eigenthum, die Früchte und den Genuß seiner Anstrengungen, die Ruhe und Zufriedenheit, die Wohlthaten der von ihm gewählten Lebensweise — kurz alles, was ihm werth und selig war, auf einmal zu verlieren.

Wir haben viele mühselige Zeiten erlebt, und stets ausgeharrt in der tröstlichen Hoffnung, es werde doch einst ein Tag kommen, dessen erquickendes Licht uns für alle unsere Leiden schadlos halten würde. Aber dieser Tag ist nicht gekommen; im Gegentheile erblicken wir die herannahende ewige Nacht, in welcher unsere Existenz begraben werden soll.

Wir treten ab und nehmen nichts mit uns, als das Bewußtsein, unsere Pflicht nach allen Kräften erfüllt zu haben . . .“

Eine Ausführungsbestimmung des Hauptschlusses besagt: „Bei allen diesen Bestimmungen jedoch wird der Großmuth der künftigen Landesherren kein Ziel gesetzt; vielmehr bleibt jedem, was er durch besondere Verhältnisse und Rücksichten weiter zu bewilligen sich veranlaßt findet, unbenommen.“ Das Maß für die Großzügigkeit setzte in Bayern und für Bayerns Fürstenhaus die Gier nach

Geld, womit gesagt ist, daß es in Bayern also mit der empfohlenen Großzügigkeit nichts wurde. „Man wird dem Begriff ‚Aufklärung‘ in Bayern nicht gerecht, wollte man ihn nur als philosophisches System, als entschiedenen Rationalismus bezeichnen. Sie, die ‚Aufklärung‘, war auf weite Strecken gröbster Materialismus“, vermerkt Schleglmann in seiner Geschichte der bayerischen Säkularisation. Es kam die Säkularisation, jener vorgebliche Kulturkampf, der doch ausschließlich dazu dienen mußte, die leeren Schatullen der Wittelsbacher zu füllen, aber selbst diesem Zweck nur bedingt diente, weil in den Taschen korrupter bayerischer Beamter mehr hängen blieb, als der Sache lieb sein konnte.

Die Säkularisation war nicht auf leisen Sohlen gekommen. Die „Aufklärung“ und der bayerische Schwesternbund der „Illuminaten“, das nicht immer populäre Regiment der Geistlichkeit und die nicht sogleich durchschaubaren Vorwände des Staates hatten die Angelegenheit gut vorbereitet, der bereits oft zitierte Reichsdeputationshauptschluß gab dem Staate nur die Mittel, wenn sie auch illegal waren, in die Hand.

Die ersten Opfer der Säkularisation in Bayern waren die Franziskaner. Um so mehr muß erstaunen, daß die anderen Orden bezüglich ihrer beweglichen Güter und des Geldes zumindest nicht klügere Dispositionen treffen konnten. Die ersten Auflösungen von Klöstern der Bettelorden erfolgten bereits zu Beginn des Jahres 1802.

Die Chronik des Klosters Andechs verzeichnet: „Nach vielen Gerüchten über Aufstellung einer Commission, die in den einzelnen Klöstern den Vermögensstand untersuchen sollte, welche sich schon lange verbreitet hatten, kam eine solche am 4. November 1802 abends plötzlich in Andechs an, ohne daß jemand etwas ahnte. Sie bestand aus dem Commissär von Göhl und einem Actuar Chander. — Als er beim oberen Wirthe ausgestiegen war, rief er sofort den Kloster Richter zu sich, entband ihn des Eides der Treue, den er dem Kloster geleistet, und hieß ihn, denselben dem Kurfürsten zu schwören. Sofort verfügte er sich in das Kloster.

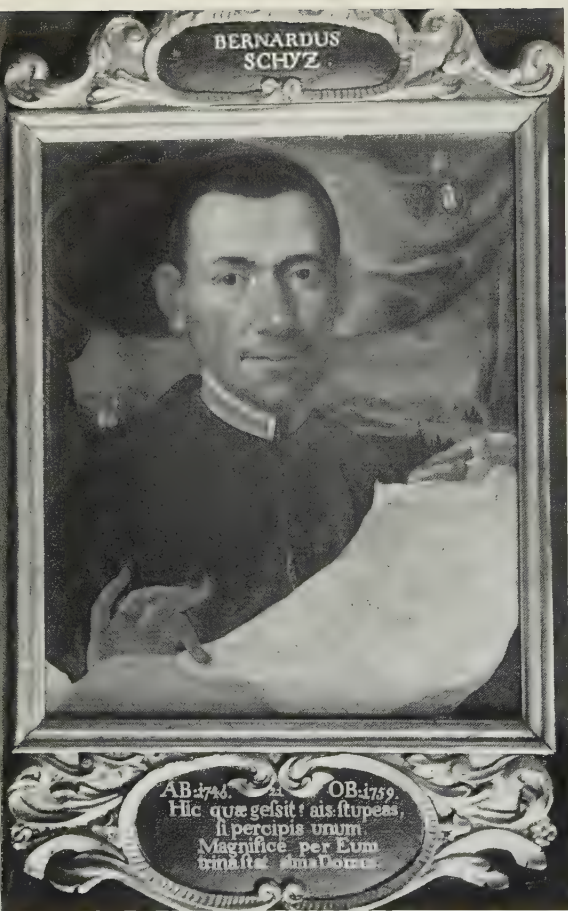
Nachdem er sein Beileid und seine Entschuldigung ausgesprochen hatte, stellte er das Ansinnen an den Abt, ihn in die Abtei zu führen und die Officialen vorzuladen. — Es war gerade Stifts- oder Gilttag, und die eingegangenen Gelder lagen noch auf dem Tische. — Nachdem jene sich eingefunden hatten, las er sein Commissorium vor, welches alle unterschreiben mußten. Er erwartete, seinem eigenen Geständnisse gemäß, es werde von Seite des Klosters, als den Provincialständen incorporirt, Protest erhoben werden; in der Voraussicht, dadurch das Übel nur zu vermehren, unterschrieben die Patres ohne Widerspruch. Hierauf verlangte er vom Abte, jedoch höflich und bescheiden, die Verwahrung seiner Baarschaft und seiner Schriften in einem Kasten, den er mit dem Versprechen der Zurückgabe obsignirte; in anderen Klöstern wurden Abtei und Oekonomie obsignirt.

Hierauf wurde die Obsignation des Archivs und der Bibliothek vorgenommen und tags darauf wurde die Klosterdienerschaft außer Pflicht gesetzt und eidlich in kurfürstliche Pflicht genommen; dann wurden die Schriftstücke in dem obsignirten Kasten der Abtei untersucht; es fanden sich jedoch darin keine brieflichen Mittheilungen in Betreff der von seiner Durchlaucht beabsichtigten Klosteraufhebung, denn das Auffinden solcher war die eigentliche Absicht dieser Untersuchung; dann gab er dem Abt, gegen seinerzeitige Verrechnung, die übergebene Baarschaft zurück.—“ Der Abt behielt vorerst seine Rechte, mußte aber anfallende Rechnungen mit unterschreiben lassen vom Klostrichter, der jetzt als Inspektor des Kurfürsten galt.

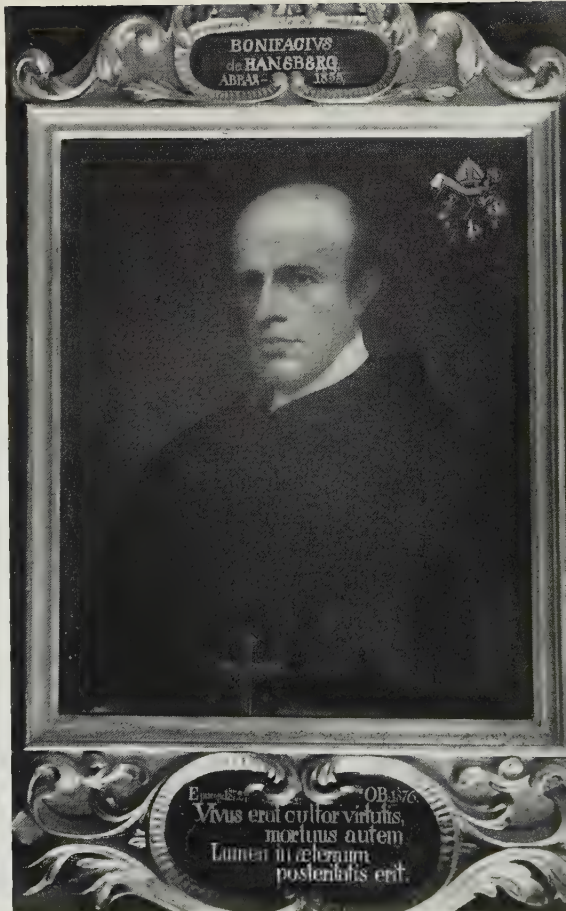
„Nach der Untersuchung der Scheunen, des Bräuhauses, des Weinkellers und nach geschehener Zählung und Vermessung — fortan mußte jede Maß Wein und Bier sowohl für den Conventtisch als für den Verkauf aufgeschrieben und verrechnet werden — war das vorzüglichste Geschäft des Commissärs die Untersuchung des Archivs, die Herstellung des Standes der Activa und Passiva, der Dienste und Abgaben in natura und Geld. Das Ergebniß war ein Activstand von 130 000 Gulden bei den Unterthanen, und der Commissär gestand,







20 Abt Bernhard Schütz (1746—1759)



21 Bonifacius Haneberg  
Abt von St. Bonifaz-Andechs

dieselben seien vom Kloster allzu wohlwollend gehalten und behandelt worden. —“

Liest man die Chronik über diese Wochen und Monate, so muß man wohl oder übel die Präzision bewundern, mit der die bayerischen Beamten ihrem Geschäft oblagen. Man könnte meinen, sie seien jahrelang auf diese Säkularisation abgerichtet worden. Mit beinahe preußischer Akribie und dem Spürsinn, allerdings auch der Skrupellosigkeit von Geheimpolizisten gingen die Beamten ans Werk. Keine Kleinigkeit wurde übersehen: man prüfte alle Rechnungen der letzten zehn Jahre, verlangte sogar ein Verzeichnis der Jahrtage und gestifteten Messen. Man schrieb auf: Vor- und Zunamen, Geburtsort und Alter, Zeit der Profese, der Priesterweihe und die damalige Verwendung im Haus — aller Mitglieder des Klosters. Nur bei den Reliquien und den anderen „Heiltümern“ sparte man sich Arbeit. Man konnte das tun; denn vor nicht zu langer Zeit, im Jahr 1781, war in Augsburg ein 182 Seiten starkes Buch erschienen mit dem Titel „Beschreibung des heiligen Berges Andechs in Oberbayern, und des hochwürdigen Schatzes, welcher sich daselbst befindet“; das Buch beinhaltet auch eine sog. „Heiltumsliste“ mit 288 Abbildungen — weitere Arbeit für die Kommission also war überflüssig, das Buch genügte. Diese ganze Aktion, wohl als Auskundschaftung gedacht, dauerte knapp einen Monat und war am 30. November 1802 beendet.

Die Säkularisation aber, der Raub von Kirchen- und Klostergut, die Verschleuderung und Vernichtung von unübersehbaren, heute nicht einmal mehr grob schätzbaren Werten, diese Säkularisation nahm erst ihren Anfang. Die Beschlagnahme kostbarer Paramente, Altargeräte und Statuen leitete in Andechs die Säkularisation ein; „so mußte bald alles nach München wandern, wo man es um einen Spottpreis verschleuderte. Und gut, wenn nur dieser im Interesse des Vaterlandes verwendet worden wäre, und nicht zur Bestreitung von Luxus-Schulden hätte dienen müssen“, notiert verbittert der Andechser Chronist. Aus Weilheim kam der Befehl, die Klosterschulen zu schließen, die Schüler bzw.

Zöglinge zu entlassen. Die Gruftkirche in München, unter Obhut des Klosters Andechs und damals von P. Placidus Scharl betreut, wurde säkularisiert, die Gebäude an einen aus Erling gebürtigen Buchbindermeister verkauft. Aber weiter in Andechs; die Chronik schreibt:

„Am 17. März 1803 fand sich der schon genannte Commissär J. v. Göhl wieder in Andechs ein, ließ den Convent im großen Gastzimmer versammeln und las demselben das Subpressions-Instrument vor, demzufolge nach Artikel 35 und 42 des Reichs-Deputations-Hauptschlusses von 1802 alle Klöster beiderlei Geschlechtes, also auch Andechs, als Entschädigung für ehemalige linksrheinische Besitzungen zugewiesen seien. In den folgenden Tagen wurde Alles inventarisiert, geschätzt, verpackt und namentlich alle werthvollen Gegenstände nach München befördert. Sie wurden in dieselbe große Kiste verpackt, welche ehemals benützt wurde, um in gefahrdrohenden Zeiten den heiligen Schatz zu flüchten und in Sicherheit zu bringen, buchstäblich mit Füßen eingetreten, wenn sie sich nicht gefügig zeigten und zu breit oder zu hoch waren, und nach München in's kurfürstliche Münzamt geführt.

Zurück blieben nur solche Reliquien, deren Gefäße geringeren materiellen Werth zu haben schienen, als: das Schweißtuch, dessen sich Christus am Oelberge bediente, dann solche, an deren Gefäßen die Gläser beim eilfertigen Einpacken zerbrachen, und welche die anwesenden Conventualen herausnehmen durften; z. B. die Zweige der Dornenkrone Christi u.s.w., für deren Aufbewahrung P. Cölestin ein neues, jedoch sehr ärmliches Reliquiengefäß anfertigen ließ, welches im Jahre 1864 durch ein würdigeres ersetzt wurde.

Auch die heiligen Hostien mit der kunstreichen gothischen Monstranz, eine Silberschmiedarbeit aus dem 15. Jahrhunderte, blieb in Andechs, da keiner der Herren sich dazu verstehen mochte, die heiligen Hostien auszuheben, und die Commission doch so viel religiöse Scheu hatte, daß sie nicht selbst an das Allerheiligste Hand anzulegen wagte. Nachdem man in München die heiligen Reliquien ihres kostbaren Schmuckes entkleidet hatte, gelang es durch die Vermitt-

lung des P. Placidus, die meisten derselben, wenn auch in einem sehr entwürdigten Zustande, wieder zu gewinnen, und auf den heiligen Berg zurückzubringen. Fast alle waren noch mit ihren Aufschriften versehen. Unter einem Strome von Thränen übergab er die Kiste, in die er die auf dem Münzamate ihres Schmuckes beraubten Schätze verwahrt hatte, dem Andechser Boten, um sie dem noch in Andechs weilenden Abt Gregor und an ihren ursprünglichen Bestimmungsort zu bringen . . .

An jeden Religiösen richtete der Commissär privatim die Fragen: 1. ob er aus dem Kloster austreten wolle; — dieses vorzüglich hätte er von allen gewünscht und legte es wenigstens indirect jedem nahe, — ob er auch ferner in irgend-einer Genossenschaft zu leben gedenke. Es gaben alle, bis auf höchstens drei, zur Antwort, hier bleiben zu wollen. 2. Ob er keine Bücher habe, welche zur Bibliothek gehören, oder die er als Eigenthum aus derselben zurückfordere. 3. Ob er kein Depositum beim Abt, beim Prior oder P. Oekonom habe, welches er jedem sogleich zu verabfolgen versprach. — Er fügte noch bei, daß vorläufig bis zur Festsetzung einer gewissen jährlichen Pension inzwischen vom 1. April angefangen jeder zu seinem Unterhalte täglich 1 Gulden erhalte, der Abt jedoch 3 Gulden und jeder Laienbruder 45 Kreuzer . . .“

Es kam das Fest des heiligen Benedikt, der 21. März: mit großer Feierlichkeit beging man diesen Tag — zum letzten Mal. „Sehr viele von den anwesenden Theilnehmern vergoßen Ströme von Thränen am Altare des heiligen Vaters.“

Was folgt sind Aufzeichnungen, Verbote, Beschlagnahmen. Dem Abt werden die Brustkreuze und Pontificalringe abverlangt, ein Kreuz und einen Ring von nicht besonderem Wert darf er behalten. Man versuchte, die Feiertage abzuschaffen; unter Androhung einer Geldstrafe wurden die Gemeinden angehalten, dafür zu sorgen, daß auch an Feiertagen gearbeitet wurde. Die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt. Die Prozessionen und Wallfahrten geregelt: nur vier Prozessionen wurden genehmigt, am Markustag und an den drei Tagen der Bittwoche.



Im Mai stellte sich ein weiteres Übel auf dem heiligen Berg ein in Gestalt des Freiherrn von Aretin. Seine Ankunft war den Benediktinern schon von den Diessener Chorherren mitgeteilt worden — mit einem sog. „optischen Telegraphen“, einer Nachrichtenübermittlung, die mit Hilfe eines Fernrohrs und eines Spiegels zustande kam, und deren Funktionieren dem Herrn von Aretin offenkundige Bewunderung abgenötigt haben muß. Dieser Johann Christoph Freiherr von Aretin bezeichnete sich selbst als „Zentral- und provisorischer Oberhofbibliothekar“. Er diente dem Kurfürsten während der Säkularisation sozusagen als Spezialist für Bibliotheken, fiel aber später bei Hof in Ungnade wegen seiner fanatischen antikirchlichen Einstellung. Die Stellung des Freiherrn zur Säkularisation war eindeutig. Er schrieb: „... Von heute an datirt sich eine Epoche der bairischen Geschichte, so wichtig, als in derselben bisher noch keine zu finden war. Von nun an wird die sittliche, geistige und physische Kultur des Landes eine ganz veränderte Gestalt gewinnen. Nach tausend Jahren noch wird man die Folgen dieses Schrittes empfinden. Die philosophischen Geschichtsschreiber werden von Auflösung der Klöster, wie sie es von der Aufhebung des Faustrechts thaten, eine neue Zeitrechnung anfangen, und man wird sich dann der Ruinen der Abteien ungefähr mit eben den gemischten Gefühlen nähern, mit welchen man jetzt die Trümmer der alten Raubschlösser betrachtet.“

Dieser zweifellos intelligente Mann aus einer berühmten adeligen Familie dürfte eine der interessantesten und von Tragik nicht freien Gestalten der Säkularisation gewesen sein. Jedenfalls hat er sich um die Bayerische Staatsbibliothek höchste Verdienste erworben. Seine Beutezüge nannte er ironisch „Literarische Geschäftsreise in die baierischen Abteyen“. Sie führte ihn also auch nach Andechs. Aretin kam gerade während der Hauptwallfahrtszeit. In einem Brief, datiert vom 20. Mai 1803, schrieb er:

„Das heilige Blut auf dem heiligen Berg ist zu bekannt, als daß ich hier etwas davon erzählen sollte. Ich will Sie nur erinnern, den ‚baierischen Zuschauer‘ nachzuschlagen, welcher es nicht unbemerkt ließ, daß eben, da man neue Mär-

zenkeller grub, neue Reliquien gefunden und zur allgemeinen Verehrung aufgestellt wurden. Mit der jährlichen Wallfahrt ist ein Markt verbunden, auf welchem mir der öffentliche Verkauf eines höchst elend verfaßten, von dem bischöflichen Augsburgischen Ordinariate gebilligten Katechismus sehr auffallend war.“

Aretin wählte für sich bzw. für die Münchner Zentralbibliothek als Wallfahrtsandenken 60 Handschriften aus. Eine „Nachlese“ erhöhte später die aus Andechs gestohlenen Bücher auf 175. Ungezähltes an Wert und Zahl wurde verschleudert als Heizstoff oder als Makulatur.

Nach und nach waren die Mönche ausgezogen aus dem Kloster, das keines mehr war. Einige blieben. Ein paar Augenzeugen. In den Tagebüchern des P. Placidus Scharl steht verzeichnet:

„Albert III., der Fromme, Herzog in Baiern, ein Wittelsbacher, wie der jezt regierende Landesfürst, erwählte für sich, seine zweite Gemahlin und seine Kinder seine Ruhestätte in der Klosterkirche auf dem heiligen Berge. Bisher blieb diese Begräbnisstätte uneröffnet und unverlezt. Als Anno 1669 das Kloster und die Kirche, vom Blize entzündet, fast ganz niederbrannte, durchschlug ein vom Dachstuhle herabfallender Balken das Gewölbe; dieses wurde sogleich wieder geschlossen und verbaut.

Im Jahre 1755 wurde die Kirche für das bevorstehende 300jährige Jubiläum in der gegenwärtigen Art restaurirt. Die Gruft blieb unverlezt. Als Kurfürst Maximilian Joseph III. im Jahre 1756 nach Andechs kam, erkundigte er sich sogleich, ob bei der Restauration die Gruft eröffnet worden sei. Als man es verneinte, hieß er es gut und sagte, einige seiner Verwandten seien an einer ansteckenden, pestartigen Krankheit gestorben; man müsse also auch deßwegen sicher gehen und dürfe die Gruft nicht eröffnen.

So scrupulös war man damals nicht. Man eröffnete ohne Scheu die ehrwürdige Grabstätte, man durchwühlte — ich brauche absichtlich dieses Wort — die zinnernen und hölzernen Särge, man durchstöberte die morschen Gebeine der ehr-

würdigen Leichname mit eisernen Stangen, und nachdem man die Goldmünzen, die ihnen angehängt waren, und andere Kostbarkeiten und Alterthümer, die man beachtungswürdig fand, erhoben hatte, ließ man die durch und durch verwirrten Gebeine im Wirrwarr liegen, und schloß darüber wieder die Gruft.

P. Coelestin als Augenzeuge berichtet folgende Details: „Nachdem im Gewölbe ein so großes Loch durchbrochen war, daß ein Mann auf einer Leiter in dasselbe hinabsteigen konnte, stieg zuerst Zimmermeister Hartl in dasselbe hinab; ihm folgte der Commissär mit einer brennenden Tabakpfeife im Munde, dann P. Coelestin mit anderen Conventualen. Alle konnten sich nicht genug wundern, daß das Gewölbe und die darin aufgestellten Särge so trocken, so rein und geruchlos waren. Die Särge, schwarz angestrichen, mit einem weißen Kreuze auf dem Deckel, schienen wie neu zu sein. In den zwei neueren Särgen waren zwei Särge von Zinn eingeschlossen. Alle Särge wurden aufgebrochen, durchsucht, oder vielmehr durchwühlt, daß kein Brett am andern und an den Leichnamen kein Bein mehr am andern hängt, sondern ein wahrer Gräuel der Verwüstung daselbst sich befindet. In einem Zinnsarge — der Herzogin Christine — fand man einige Perlen und ein glänzendes Goldstück von der Größe eines Zwölfers; im Sarge Herzog Albrechts fand sich ein ähnliches Goldstück an einer goldenen Kette, die man in einer so gewaltthätigen Weise hinwegriß, daß der Schädel vom Rumpfe losgerissen wurde. — Nach fünf Tagen wurde das Gewölbe, ohne daß irgend etwas in der Krypta geordnet worden wäre, wieder zugemauert. Der Eingang zur Krypta in der Mitte des Kirchenschiffes zwischen den vier Seitenaltären ist durch ein Kreuz kennbar gemacht. . . .“

Den Feinden hat man es allezeit als eine Unmenschlichkeit angerechnet, wenn sie Gräber verletzen; verdienen etwa Freunde größere Nachsicht? — Gemeine Leichen auf den Kirchhöfen zu beunruhigen findet man strafwürdig. Dürfen Fürstenpersonen nicht eine gleiche Duldung erwarten? Hier in den von ihnen gestifteten, berühmten heiligen Wohnungen werden ihre Schätze fortgeschafft; das müssen sie sich gefallen lassen; auch ihre irdischen Ueberreste werden be-

unruhigt, verstümmelt, verwirrt u.s.w. So mußten sie im Tode leiden, was ihnen bei ihrem Leben unter der höchsten Strafe zuzumuthen sich niemand hätte unterfangen dürfen. Man überläßt es dem Höchsten, wie er dieses ansehen wolle. Gott sei gnädig jedem Sünder!

Was in diesen Grabstätten gefunden worden sei, ist ein Geheimnis; denn alle, welche die Gruft umstanden, wurden vorsichtshalber hinweggeschafft, damit die aus der Öffnung emporsteigende Ausdünstung niemanden schade — den Hinabsteigenden konnte sie natürlich nicht schaden — und den Durchforschenden wurde strenges Stillschweigen geboten; nur vernahm man den leisen Nachklang, es wäre wohl der Mühe werth gewesen, diese Eröffnung vorzunehmen. Jeder denke über solche Vorgänge nach seinem Belieben.“

Kaum war die bewegliche Habe des Klosters einigermaßen geplündert, stellten sich Interessenten ein für die Gebäude. Der erste Käufer war ein böhmischer Fabrikant, der in Andechs eine Tuchfabrik einrichten wollte; er zahlte 25 000 Gulden. „Am 2. Oktober 1804 kam er mit Frau, fünf Kindern und zwei Mägden in einem Wagen in Andechs an. Da er jedoch die gestellten Zahlungsbedingungen nicht einhalten konnte, so verkaufte er den ganzen Besiz schon nach einem Jahre an Baron von Aretin, der ihm 2000 Gulden zum Besten gab.“ Der bücherkundige Herr von Aretin suchte aus seinem Erwerb wirklich alles herauszuholen, ließ Gebäude abbrechen und die Steine verkaufen, entkleidete sämtliche anderen Häuser ihrer kupfernen Dachrinnen und machte sie zu Geld. Aber auch er hatte mit dem ehemaligen Kloster kein Glück und verkaufte mit Gewinn an einen pensionierten Landrichter aus Günzburg.

Besondere Beachtung schenkten die Beamten aus München der berühmten Apotheke. Trotz aller Bemühungen konnte man sie aber nicht verkaufen. Der Aufhebungskommissär schrieb an seine vorgesetzte Behörde in München:

„Ich ließ zwar die Versteigerung der hiesigen Apotheke sowohl durch die öffentlichen Zeitungen als durch Verrufe in mehreren umliegenden Gegenden gewiß hinlänglich bekannt machen. Allein dem ohngeacht meldete sich leider kein Käu-



fer, wohl hingegen erbot sich der bisherige Klosterapotheker, der bereits die Apotheke auf churfürstliche Regie besorgt, solche dergestalt in Pacht zu nehmen, daß er jährlich 70 bis 80 Gulden Pachtschilling erlegen, für die Gerätschaften hinlänglich Kaution leisten.“ Pacht und Kaution wurden festgelegt, und die Existenz der ehemaligen Klosterapothekes auf dieser Basis war für einige Jahre gesichert. Für kurze Zeit nahm sie sogar den Rang einer Landgerichtsapotheke für das Landgericht Starnberg ein. Für die Bedeutung, die man diesem Haus auch in München beimaß, spricht eine Verordnung, die im Namen des mittlerweile zum König avancierten Kurfürsten am 12. November 1811 erging:

„Vermög allerhöchster Rescriptes vom 6ten September und 25 October d. J. werden die Utensilien von Silber, Messing, Kupfer, Eisen, Zinn und Holz aus der Klosterapothekes in Andechs für das allgemeine hiesige Krankenhaus durch die Zentralstiftungscassa um die Summe von Tausend dreyhundert Gulden, welche diesorts bezahlt werden, baar angekauft und auch die noch brauchbaren Material-Vorräthe der einfachen Arzneimittel zu gleichem Endzwecke nach dem Current Preise abgesondert übernommen; der provisorische Apotheker des obigen Krankenhauses Doctor Buchner zur Übernahme der ersteren abgeordnet und von selbem der Transport auf Kosten des Krankenhauses besorgt, nicht minder auch eine Spezifikation über obige Material-Vorräthe mit Angabe der Quantität, der Qualität und des Preises entworfen, dann dem königlichen Rentamt als übergebende Behörde zu gleichmäßigen Unterschrift vorgebracht wurde . . .“

Es folgen Einzelheiten über die Ausführung dieser Anordnung. Der genannte Dr. Buchner verfügte sich also nach Andechs, um seinen Auftrag abzuwickeln. Rainer Schnabel, ein ausgezeichnete Kenner altbayerischer Klosterapotheken, würdigt in seinem Buch „Pharmazie in Wissenschaft und Praxis“ die Vorgänge dieser Tage in Andechs: „Die Apotheke des Klosters Andechs hätte — nachdem sie schon einmal dem Kloster als rechtmäßigem Besitzer enteignet war — in

keine besseren Hände gelangen können. In historischer Rückschau muß die von König Maximilian I. getroffene Lösung, die Apotheke unter die Obhut Buchners zu stellen, als richtig und dieser einmaligen Apotheke würdig bezeichnet werden.“

Auf 26 Wägen wurde der Inhalt der Apotheke, Gerätschaften und Material, nach München gebracht zum allgemeinen Krankenhaus. Nach Umbauten wurde die Apotheke zunächst Pfarrwohnung, später Forsthaus.

Noch Jahre nach dem Abzug der eigentlichen Säkularisierungskommission hielten die Bewohner der Umgebung Nachlese im ausgeraubten Kloster, in der Kirche vor allem. Als man schließlich einiger Diebe habhaft werden konnte, machte sich das königliche Landgericht in Starnberg nicht allzuviel Mühe, eine Schuld nachzuweisen. Die Folge war, daß die königliche Spezial-Sonder-Kommission noch einmal einen Delegierten nach Andechs beorderte, der „25 Pfund gutes Silber“ ausfindig machte und abtransportieren ließ, wohl um die einfachen Leute mit dem, was der Staat übersehen hatte, nicht in Versuchung zu führen.

Als man nach der großen „Ernte“ den Schatz von Andechs überprüfte, mußte man feststellen, daß von den ursprünglich über 270 Stücken noch an die 45 vorhanden waren. Und Andechs, so vermerkt der Chronist, gehörte noch zu den Klöstern in Bayern, die recht glimpflich davongekommen waren.

Heute noch kann man, jetzt allerdings gegen gutes Geld, gelegentlich in Antiquitätengeschäften einzelne Stücke aus dem Schatz von Andechs erwerben. Der bayerische Staat, so hört man, hat sich trotz dieser Angebote auf offenem Markt seit dem Jahre 1803 nicht mehr für Schätze aus Andechs interessiert. Er laboriert vorerst immer noch an den Folgen der Säkularisation; nicht nur die Klosterschulen machen ihm Sorgen. Bisweilen muß sich die Regierung den Vorwurf gefallen lassen, daß die Kirche und die Klöster in manchen Dingen „liberaler“ sind als Parteien — oder: daß die Kirche liberaler sein kann als die Parteien glauben, aus Rücksicht auf die Kirche sein zu dürfen. Dennoch wäre es wohl zu verwegen, diese Entwicklung als eine spät gereifte Frucht der Säkularisation

zu erkennen. Trotzdem — die Aktualität der Säkularisation hört nicht auf bei den Sorgen bayerischer Kulturpolitik. Auch konziliäre Maßnahmen unserer Zeit scheinen im Zeitalter der Säkularisation bereits antizipiert: durch Dekret vom 27. August 1802 wurde Auftrag gegeben, daß der deutsche Kirchengesang eingeführt werde. Begründung: „Da die Kirchenmusik meist unvollständig und nicht so bestellt ist, wie es die Würde des pfarrlichen Gottesdienstes und der Zweck der Erbauung fordert.“ Der Kurfürst Max mußte seine Freude haben an der heutigen Liturgie.

In benediktinischer Objektivität, mit Hang zur Untertreibung vertraut P. Placidus über die Säkularisation seinem Tagebuch folgende, ebenfalls recht modern anmutende Meinung an:

„Ob dadurch das Wohl des Vaterlandes gefördert wurde, mag die spätere Geschichte beurtheilen, welche unparteiischer und unbefangener zu Werke zu gehen pflegt, als es in der Zeit geschieht, in der sich Ereignisse entwickeln; und zeigen, welche Vorthelle oder Nachtheile durch diese Maßnahmen dem ganzen Vaterlande erwachsen sind.“



*Andechs — Kreuzreliquiar — Goldene Rose — Elisabethkreuz*

## IX

### DIE KAPLÄNE DES HERZOGS

oder

Von den Äbten

*Marginalien zur Geschichte des Klosters Andechs*

Geschichten aus der Geschichte. Randbemerkungen über das Leben der Äbte. Eine spätmittelalterliche Zeit lang nannten sie sich stolz Kapläne des Herzogs von Bayern. Mächtige Männer waren sie: stolz und eitel, klug und herrschsüchtig, fromm und lebenslustig. Wie die Zeit es gebot und die Geschichte es zuließ. Ihre Taten oder ihre Unterlassungen sollten nicht die Geschichte eines Klosters belasten oder sie in unverdiente Länge ziehen. Auch Prälaten sind Menschen. Von Menschen und heiligmäßigen Priestern, von Despoten und Würdenträgern wird also die Rede sein müssen. So wie sie in einem der Gänge des Klosters nebeneinander hängen, in schönen Rahmen und in Farbe, in der Äbte-Galerie von Andechs. Ein der Dichtkunst mächtiger Mönch — Klöster, Benediktinerklöster gar hatten und haben zu aller Zeit einen solchen Mann in ihren Reihen — dieser Klosterpoet war gehalten, sich und dem Konvent einen lateinischen Reim zu machen auf den toten Prälaten. Ein Distichon. De mortuis nihil nisi bene — Nur Gutes über die Toten.

P. EBERHARD STÖCKL (1458—1462)

In der Klosterkirche von St. Ulrich zu Augsburg wurde dieser erste Abt des Klosters Andechs geweiht. „Die Gebühren, die er daselbst zu bezahlen hatte, betrugen zwanzig Gulden.“



Gar manchen Gulden, ein Vielfaches seiner Weihekosten, verwendete der verwaltungstüchtige Tegernseer zur Mehrung des Grundbesitzes für das neue Kloster. Die Chronik weiß von ihm zu rühmen: „Er benützte jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, den ursprünglich gestifteten Grundbesitz des Klosters durch Ankauf mehrerer Höfe in Utting, Erling, Frieding und Egling zu erweitern.“

Auch einen ersten Prozeß hat das Kloster in diesen Jahren zu führen, und gewinnt ihn dank der herzoglichen Gunst ohne Umschweife. Der renitente Gegner wurde kurzerhand des Landes verwiesen.

Nur zwei Jahre überlebte Abt Eberhard den Stifter des Benediktinerklosters, Herzog Albrecht III.; er starb am 13. März 1462 und wurde im Kreuzgang des Klosters begraben.

Unter seinem Bild, dem ersten in der Galerie der Äbte, steht zu lesen:

„Tegurio veniens Antistes primus in Andechs  
Et serie nulli, reque secundus erat.“

Der von Tegernsee kommende erste Abt von Andechs  
war in keiner Reihe und Sache der Zweite.

#### P. JOHANNES HAUSMANN (1462—1475)

Er gehörte zu den ersten Mönchen, die von Tegernsee nach Andechs kamen. Im ersten Frühling seiner Regierungszeit, ließ der neugewählte Abt das obere Wirtshaus neu herrichten, um den zu erwartenden Gästen eine liebevolle Unterkunft zu bieten, wie die Chronik es festgehalten. Der Chronist wird nicht müde in diesen ersten Jahren, von immer neuen Grund- und Hoferwerbungen zu berichten, von einem Waldanteil hier und einem „Güthen“ dort. Und von einer Kornsammlung „zum Besten der Kirche“, die die beiden Söhne Albrechts, die Herzöge Sigismund und Johannes in den Gemeinden des Lechrains durchzuführen

ren befahlen. Da ist von Stiftungen die Rede und von „Vertauschungen“. Von kaiserlichen und fürstlichen „Gunsterweisungen und Privilegien“ natürlich, denn Kaiser Friedrich III. kam zu Besuch im Jahre 1471. In seinem Freibrief für die inzwischen erblühte Wallfahrt und das Kloster heißt es: „... daß manniglich aus so vil Tausend herbei kommenden Christgläubigen Menschen soll am Leib, Leben und Gut frey und sicher Geleyt haben, welcher darüber innerhalb 300 Schritt von unten des Berg sich anmasset, Hand anzulegen, wollen und befahlen wir Römischer Kayser, daß der Verbrecher um zwanzig Mark Löthiges Gold: wo aber einer vermöcht solches nicht zu bezahlen, am Leib gestrafft werden solle. Datum Nürnberg den 6. Herbstmonath Anno 1471.“ Die Schutzgrenze zog sich rings um den Berg und war durch steinerne Säulen gekennzeichnet. „Nach einem thatenreichen Leben“, so steht es in der Chronik über den zweiten Abt von Andechs, „starb er den 18. October 1475 und fand seine Ruhestätte im Schiffe der Kirche“.

Unter sein Bild schrieb man:

„Quem Benedicta Benedictobura Joaneum  
Optimus Oeconomus nomine reque fuit.“

Johannes vom gesegneten Benediktbeuren war der  
beste Hausverwalter nicht nur dem Namen nach.

P. ANDREAS OERTL (1475—1492)

Auch der dritte aus der Reihe der Äbte auf Andechs hatte im Kloster Tegernsee seine Gelübde abgelegt. Der Kauf einer Glocke für die Kirche auf dem heiligen Berg war seine erste offizielle Tätigkeit. Wegen eines Hofes, den die Andechser erworben hatten, geriet man mit den Chorherren von Diessen, die auf die Benediktiner aus naheliegenden historischen Gründen nicht gut zu sprechen waren,

in Streit. Der Landrichter in Landsberg gab den Chorherren recht, was den Benediktinern zu billig erschien. Abt Andreas legte Berufung zum kaiserlichen Kammergericht ein und bekam Recht und den Hof. Im Jahre 1486 weilte der Andechser Abt in Begleitung des Pater Johannes Molitor — dieser hatte als erster in Andechs die Ordensgelübde abgelegt — zur Wahl eines neuen Abtes in Wessobrunn. Da sich die Benediktiner aus Wessobrunn auf keinen Abt aus ihren Reihen einigen konnten, fiel die Wahl schließlich zur Überraschung der Andechser Gäste auf den Begleiter des Abtes Andreas. In der Chronik des Klosters Wessobrunn steht zu lesen: „Es wurde also Johannes Molitor erwählt, welcher sich mit aller Bescheidenheit denjenigen widersetzte, die ihm die ungehoffte und ungesuchte Würde darboten. Nichtsdestoweniger mußte er sich fügen.“ Aber dem Wessobrunner Abt aus Andechs behagte sein hohes Amt nicht sehr lange. Sieben Jahre nach seiner Wahl trat er zurück und ging als einfacher Mönch ins Kloster Scheyern. Neunzehn Jahre lebte er dort in völliger Zurückgezogenheit. Zeitgenossen schildern ihn als merkwürdigen Künstler, der gern die Orgel schlug, sich in der Malerei und im Schreiben übte, der Glasmacherei sich hingab und in der Sternkunde sich einen Namen machte.

Der Krieg zwischen Bayerns Herzog und dem Kaiser brachte Gefahr für den Schatz des Klosters Andechs. Abt Andreas floh im Jahre 1492 vor den Kriegswirren ins ruhigere Württemberg. Dort starb er am 8. September.

Unter sein Bild ließ der Konvent schreiben:

„Membrum Tegurii Caput esse jubetur in Andechs;  
Esse bonum Caput hoc optima gesta probant.“

Ein Glied von Tegernsee wird zum Haupt von Andechs  
erhoben. Daß dies gut sei, beweisen die besten Taten.

Der erste Abt aus den Reihen des Konvents von Andechs. Erwählt, wie es in der Chronik heißt, „nicht so fast wegen seiner edlen Herkunft, als wegen seiner Verdienste um das Kloster.“

Gleich in den ersten Jahren seiner Regierungszeit erlebte Abt Johannes einen ungeheuren „Zudrang von Wallfahrern“. So groß war die Menge der Pilger, daß „Bäcker von allen Orten, selbst von Augsburg, Brot zum Verkaufe nach Andechs bringen ließen, und es schwer wurde, ihnen Plätze zu diesem Behufe anzuweisen, von andern Krämern und Handelsleuten nicht zu reden.“

Aber neben Grunderwerb und Wallfahrtsseelsorge, die Äbte von Andechs ließen es nie außer acht, sich bei passender Gelegenheit der so wichtigen Gunst der Regierenden immer wieder für ihr Kloster zu versichern. Wenn es um allerhöchste Herrschaften geht, pflegen die Chroniken der damaligen Zeit zumeist ausführlich zu werden:

„Im Jahre 1497 kam Kaiser Maximilian in's Tirol... Abt Johann glaubte diese Gelegenheit benützen zu sollen, um sich und sein Kloster der Huld des Kaisers zu empfehlen. Um leichteren Zutritt zum kaiserlichen Hoflager zu erlangen, wendete er sich an die kurfürstliche Gemahlin Kunigunde in München, die Schwester des Kaisers, mit der Bitte um ein Empfehlungsschreiben an Seine kaiserliche Majestät. Mit demselben ausgestattet, begab er sich an das kaiserliche Hoflager zu Innsbruck; es waren vorzüglich zwei Angelegenheiten, die er bei einer gewährten Audienz zur Sprache bringen wollte; die eine betraf eine neue Fundation durch Erzherzog Sigismund, die andere eine alte durch die Gräfin Agnes von Andechs, Königin von Frankreich.

Bekanntlich hatte Erzherzog Sigismund dem Kloster 32 Eimer Wein auf ewige Zeiten aus seinem Hofkeller zu Innsbruck zugesagt und für drei Wagenladungen Zollfreiheit angeordnet, unter der Bedingung jedoch, daß es ihm freistehen sollte, diese letzte Vergünstigung schriftlich widerrufen zu können, ohne daß



von Seite des Klosters eine Einsprache erfolge. Abt Johannes stellte nun die Bitte an den Kaiser, er möchte diese Zollfreiheit, die Erzherzog Sigismund nicht zurückgenommen, auf immer dem Kloster gewähren. Für die andere Angelegenheit hatte er wohl in Folge der langen Zeit oder menschlicher Unachtsamkeit nur Bruchstücke von Beweismitteln.

Schon vor dreihundert Jahren hatte Agnes, Herzogin von Meranien, mit ihrer Tochter Agnes, Königin von Frankreich, der heiligen Kapelle zwei Faß Wein und zwanzig Fuhren Salz aus der Saline zu Hall zum Andenken an das Auffinden der Dornenkrone des Herrn gewährt. — Diese außer Übung gekommene, aber durch ausreichende Dokumente nachgewiesene Vergünstigung wieder zum besten des Klosters zur Geltung zu bringen, erachtete Abt Johann als sein Hauptgeschäft bei seiner Audienz. Er scheint jedoch einen Hofbescheid erhalten zu haben.“

Runde neunundzwanzig Jahre regierte Abt Johannes auf dem heiligen Berg. Unruhige Jahre: Krieg, Krankheiten, beginnende Reformation. Jahre des Fortschritts und der Festigung für das junge Kloster. Im Alter von 70 Jahren starb Johann von Schrattenbach. Die Mitbrüder schrieben unter sein Bild:

„Andecius primus fuit ordine quartus  
Sorte regens Monti terque, quaterque bona.

Von Andechs kommend der erste, in der Reihe  
der vierte, den Berg regierend mit größtem Erfolg.

P. CHRISTOPHORUS RIEDTER VON BOCKSBURG (1521—1529)

Die Reformation schritt fort. Sie machte nicht Halt vor den Klöstern. Ein Pater aus Andechs trat zum neuen Glauben über. — Dem Abt, der nur acht Jahre dem Kloster vorstand, widmet die Chronik den folgenden Nekrolog:







„Er starb am 21. Dezember 1529, nachdem er 23 Jahre im Orden gelebt und acht Jahre als Abt dem Kloster vorgestanden war, also im besten Mannesalter. Neun Mitbrüder waren ihm in dieser kurzen Zeit vorangegangen, die nur durch vier jüngere Kräfte ersetzt wurden. — Seine Regierungsperiode war eine keineswegs erfreuliche; Krieg, Hunger, Häresie und Pest standen einem erfolgreichen Wirken des Abtes entgegen und erklären es uns, wenn er all diesen Übeln in der Vollkraft des Lebens erlag.“

Milder gestimmt erscheint der Reim unter seinem Bild:

„Qui Prior ante fuit, jam primus jure vocatur  
Hic nulli meritis desiit esse Prior.“

Wer vorher Prior war, wird mit Recht der erste genannt.  
Hier fehlt auch kein Verdienst, daß er der erste sei.



*Andechs Klosterkirche — Rokokoschnitzereien*

P. JOHANNES III. WIEDEMANN (1529)

Am Fest des heiligen Benedikt, vierzig Tage nach seiner Wahl, starb er schon. Noch sieben Konventualen zählte das Kloster. Die bisher härteste Zeit für das



Kloster Andechs war gekommen. Wenig mehr als diese nüchterne Bilanz findet sich für die kurze Regierungszeit des dritten Abtes mit dem Namen Johannes in den Chroniken von Andechs.

„Vide factus praesul, nece montem deserit Exul  
Dignus qui teneat lustra per octo Pedum“.

Kaum zum Abte erwählt, verließ er den Berg als  
Todverbannter. Würdig, den Hirtenstab acht Jahrfünft zu halten.

P. BENEDIKT STICKL, Administrator (etwa 1530—1541)

Er trug als erster Oberer des Klosters den Namen des Ordensvaters Benediktus. Nicht als Abt; denn das Kloster hatte kaum Mönche genug, sich mit Recht ein Kloster zu nennen. Innerlich und äußerlich war es in Verfall geraten. Hilfesuchend wandte sich Herzog Wilhelm, als Patron des Klosters, an den Abt von Benediktbeuren: „... Nachdem unser Closter zum heiligen Berg Andex in gros abnehmen kommen, auch aus mangl tauglicher Ordenspersohnen die Prelatur daselbs, ain zeit lang vaciert hat, dardurch noch mehr unrat dem gotshaus zugestanden ist, haben wir uns entschlossen, gebührlich vveeg und mitl fürzunehmen, auss das soliche ivsyendt Unserer Voreltern löblicher Gedächtnus löbliche und Fürstliche Stiftung mög erhalten und befördert werden . . .“ So geschah es, daß der siebte Abt von Andechs aus Benediktbeuren kam und vom Herzog zum Abt auf dem heiligen Berg ernannt wurde.

P. LEONHARD SCHLECHT (1541—1560)

Übereinstimmend versichern die Chronisten, daß der neue Abt sehr jung gewesen sei beim Antritt seines Amtes. Das Alter verschweigen sie. Nicht aber,

daß er ein vorzüglicher Ökonom war mit einer guten Hand für die wirtschaftlichen Notwendigkeiten des heruntergewirtschafteten Klosters. Mit Befriedigung kann der Chronist seinem Abt auf die letzte Seite seiner Lebenschronik schreiben:

„Als die ökonomischen Verhältnisse sich etwas besser zu gestalten angingen, rief der Tod den Abt Leonhard am 27. August 1560 aus diesem Leben. Er wurde beim Frauenaltar begraben. Man wollte ihm zwar nachreden, er sei mehr um andere Dinge besorgt gewesen, als um seinen Haushalt, weswegen er viele Schulden gemacht habe. Die Tatsachen bestätigen dies jedoch nicht.“

Sein Bild ist beschriftet mit diesem Spruch:

„Hic Benedictoburanus non Vilis habendus;  
Ut leo fortis agens, ut bona Nardus olens.“

Von Benediktbeuern kommend ohne Makel, wie ein  
mutiger Löwe kämpfend, zugleich dem Balsame ähnlich.

P. JOHANN RITTER VON SEYFRIED (1561)

Wieder war das Kloster für kurze Zeit ohne Abt gewesen. Dann wählte der Konvent seinen Prior P. Johann, einen alten, kranken Mann. Ohne die Abtweihe empfangen zu haben, starb er nach zwei Monaten. Nur ein Satz noch findet sich in der Chronik für dieses unglückliche Jahr 1561: „Von da an bis zum Jahre 1580 beginnt eine traurige Periode für Andechs.“

„Pastorem unanimi quem grex sacer ore salutat,  
Pascere mox termes nex inimica jubet.“

Den Hirten, den die heilige Herde wie aus einem Munde grüßt,  
befiehlt der feindliche Tod, sie bald auf die Weide zu führen.

## P. LEONHARD II. HOFMANN (1561—1566)

Zwei Äbte binnen Jahresfrist gestorben. Der Konvent war zusammengeschmolzen: Acht Mönche auf dem heiligen Berg. Doch vier Novizen schenken neue Hoffnung. Schulden werden getilgt, strenge herzogliche Erlasse beschneiden die Selbstverwaltung der Klöster. Der Abt widersetzt sich den Anordnungen aus München, da läßt ihn der Herzog seines Amtes entheben. Der Abt geht als Pfarrer nach Wessobrunn. Zwanzig Jahre ist er dort als Kanzelredner geschätzt, als Seelsorger beliebt, „glücklicher als mit seiner vorherigen Würde“, wie der Chronist in lateinischer Sprache zu bemerken nicht vergißt.

Vielfältig deutbar und von Ironie nicht frei ist der Spruch, den man dem verstoßenen Abt unter sein Bild setzte:

„Trifons Wessonis Sancto pro praesule Monti  
Hunc dat Mons Fonti restituitque datum.“

Wessobrunn schenkte ihn dem heiligen Berg zum Abt.  
Der Berg gab der Quelle dieses Geschenk wieder zurück.

## P. GEORG ZIMMERMANN (1567—1569)

Herzogliche Kommissionen lösten sich ab mit den Administratoren des Landesherrn. Dann schließlich stimmt der Herzog zu, daß die Andechser sich aus einem anderen Kloster einen Abt erwählen. Aus dem Kloster Wessobrunn kam ein erfahrener Wirtschaftsmann. Doch schreibt die Chronik: „Nur mit Widerstreben willigte er in die ehrenvolle Berufung, die an ihn ergangen war, war aber in Anbetracht seines hohen Alters und seiner zerrütteten Gesundheitsverhältnisse nicht zu bestimmen, sich die Confirmation und Benediktion erteilen

zu lassen, um dem Kloster den Aufwand zu ersparen, der hiezu erforderlich gewesen wäre. Unter seinem Porträt steht deshalb“:

„Praesul hic Electus, Benedici in monte recusat,  
Qui nempe Electus, sat Benedictus obit.“

Zum Abte gewählt, lehnte er ab, auf dem Berg geweiht zu werden.  
Schon der wirklich Erwählte stirbt mit reichem Segen.

#### P. JOACHIM KIRCHER (1570—1588)

Wieder ein „interregnum“, eine Zeit ohne Abt, ohne wirkliche Leitung des Klosters. Mittlerweile scheint man sich bei Hofe des Hausklosters auch wieder besonnen zu haben. Auf Wunsch des Herzogs schickte das Kloster Zwiefalten seinen Prior als Abt nach Andechs.

Es wird verständlich sein, daß sich der Erwählte zuerst um die heruntergewirtschaftete Ökonomie des Klosters kümmerte. Schon bald aber widmete er seine ganze Kraft der Wallfahrt. Er ließ eine neue Druckschrift erstellen mit dem Titel: „Cronica von dem hochwürdigen und löblichen Heilthumb auff dem heiligenberg Andechs genannt, inn Obern Bairn“. Trotz dieser exakten geographischen Festlegung waren es Pilger aus Augsburg, die sich das Wallfahren nach Andechs besonders angelegen sein ließen und vom Papst die Erlaubnis erbaten und erhielten, sich zu einer eigenen Bruderschaft zu vereinigen.

Herzog Wilhelm löste Albert V. ab, dem die Geschichte den Beinamen der Weise gab. Über den Regierungsantritt des neuen Herzogs weiß die Andechser Chronik Interessantes zu berichten:

„Dieser begann seine Regierung damit, daß er ein öffentliches Bordell, welches bisher zum allgemeinen Ärgernisse geduldet war, sofort aufhob. Noch größern Eifer bethätigte er in der Aufrechterhaltung und Reinerhaltung des Cölibats



unter dem Clerus und suchte durch die strengsten Befehle verdächtige Personen aus dessen Häusern zu vertreiben. Ein solcher Befehl traf z. B. auch den Pfarrer in Utting, und da er die Person nicht wegthun wollte, entfernte man ihn von der Person. Da Abt Joachim als Hofmarksherr mit dem Vollzug der Anordnung zögerte, zog er sich das höchste Mißfallen des Herzogs Wilhelm zu und wurde deßwegen am 30. October in eine Strafe von 500 Gulden verurteilt. Dieser suchte die Verzögerung zu entschuldigen und leistete Abbitte, wodurch er den Herzog wieder besänftigte und Nachlaß der auferlegten Strafe erlangte.“

So streng waren damals auch in Bayern die Bräuche. Das mußte am eigenen Leib auch der Andechser Abt aus Zwiefalten erfahren. Lapidar vermerkt die Chronik: „Nach einer achtzehnjährigen Amtsführung des Abtes Joachim sah der Landesfürst sich in seinen Erwartungen nicht befriedigt, das Kloster kam in ökonomischer und sittlicher Beziehung nicht vorwärts.“ Da dem Prälaten die Vergnügungen offenbar mehr zu Gemüte standen als die Leitung des Klosters, entthob ihn der Herzog seines Amtes. Man drückte ihm 20 Gulden Reisegeld in die Hand und schickte ihn zurück nach Zwiefalten. Als Prior wurde P. Joachim Kircher dort beinahe hundert Jahre alt.

Die Andechser zeigten ihm posthumen Großmut, reihten auch sein Bild ein in die Galerie der Äbte von Andechs und schrieben darauf:

„Hunc Zwifyulda Virum sacratae commodat Arci  
Haec quem cum Laudum foenere restituit“

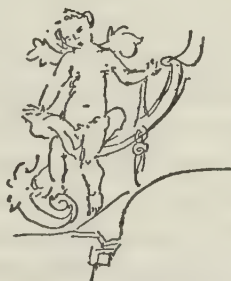
Diesen Mann des heiligen Berges entlieh Zwiefalten Andechs  
gab ihn zurück mit der Fülle des Lobes.

#### P. DAVID AICHLER (1588—1596)

Aus dem schwäbischen Ottobeuren holte der Herzog den neuen Abt für das verwahrloste Andechs. Zitate aus der Chronik mögen die Situation beleuchten,

die P. David Aichler aus einem wohlgeordneten hochberühmten Kloster kom-  
mend in Andechs antraf: „Die Aussicht in die Zukunft war keineswegs glän-  
zend . . .“ — „... wendete er seine erste Sorge der Erneuerung der Disciplin,  
seine zweite der Hebung der Ökonomie zu.“

Bald jedoch schon konnte eine auf Anordnung des Herzogs durchgeführte Visi-  
tation auf Andechs dem Abt und seinem Kloster bescheinigen, „das Kloster  
verdiene in Beziehung seiner religiösen Haltung alle Empfehlung, und biete gar  
keinen Anlaß zu übler Nachrede.“ Bald war der Abt von Andechs selbst ein  
gesuchter und gefürchteter Visitor bei manchem Bischof und Kloster in Bayern.  
Für Andechs ließ er eine der bedeutendsten Chroniken in der Geschichte des  
Klosters verfassen, „damit meniglich wissen möge, was von disem H. Berg  
Andechs zu halten, zu reden, und was auff demselben zu suchen und zu finden  
seye.“ Mit dem Herzog in München verband ihn ein gutes Einverständnis, das  
der Chronist auf die gemeinsame Vorliebe der beiden hohen Herren für den  
Südtiroler Roten zurückzuführen weiß, den man in Andechs auch in wirtschaft-  
lich schlechten Zeiten immer im Keller hatte. Da schreibt der Herzog an den  
Abt David: „Der Roth Wein hat meiner Gemahel und mir gar wohl geschmeckt,  
und seynd villens, den selben bey euch besser selbst zu versuchen; wollet ihn  
derohalben fein sbaren . . .“



*Klosterkirche Andechs — Engelsstudien*

Erst 51 Jahre war der Abt alt, als ihn bei einer „Faschingsunterhaltung“ des Klosters der Tod überraschte. „Er war ein Mann“, so versichert der Chronist, „nach dem Herzen Gottes und in Folge dessen im Stande, in wenigen Jahren das tief gesunkene Kloster sowohl in disciplinärer, als ökonomischer Beziehung bedeutend zu heben.“

Ein dankbarer Konvent schrieb unter sein Bildnis:

„Ottobura virum dat nomine et omine David:  
Hic annis acto rexit ut octo bene.“

Ottobeuren schenkte den Mann, David mit Namen und Zeichen.  
Hier regierte er acht Jahre lang und zwar achtfach gut.

#### P. ALEXANDER SAUTER (1590—1600)

So gern man auf Andechs wieder einmal einen Abt aus den eigenen Reihen im Kloster gehabt hätte, der Konvent mußte Verständnis haben dafür, daß sich der Herzog wiederum in Ottobeuren nach einem Prälaten umsah. Schließlich liest man in der Chronik: „Abt Alexander bethätigte sich als der würdige Nachfolger des Abtes David. Wie dieser, ließ auch er es sich angelegen sein, den Besitzstand und dadurch auch die Einkünfte des Klosters zu vermehren . . .“.

Im Januar 1600 suchte man in der Reichsabtei von Ottobeuren einen neuen Abt. „Bei dem dasselbst veranstalteten Wahlact fiel die Wahl sogleich bei der ersten Abstimmung wider sein und aller Erwarten auf Abt Alexander in Andechs“. Der Konvent von Andechs war nicht gewillt, seinen Abt ziehen zu lassen. Eine Delegation begab sich an den herzoglichen Hof nach München. „Es entspann sich da zur angenehmen Verwunderung der Herzoge zwischen den Andechsern und Ottobeuren ein ähnlicher Streit, wie einstens zwischen den

Mönchen von Cisterz und Molemnes vor dem Papste wegen des heiligen Robert. Der Erfolg zeigte sich nicht günstig für die Andechs; denn die Herzöge gewährten dem Abte Alexander die von seinen Mitbrüdern erbetene Erlaubniß zur Rückkehr und zur Annahme der abteilichen Würde in Ottobeuren.“

P. JOHANN CHRYSOSTOMUS HUTTLER (1600—1610)

Endlich wieder ein Abt aus den Reihen der Mönche von Andechs. Ein sehr junger: nur 25 Jahre alt. Die Chronik schreibt über die ersten Jahre seiner Regierung:

„Kaum hatte er sein Amt angetreten, so verbreiteten sich allenthalben über ihn die nachtheiligsten Gerüchte, die jeden Grundes entbehrten. Nächsten Anlaß dazu bot wohl ein Unfug, den er in Andechs abzustellen suchte. Er hatte am 6. Mai ein herzogliches Decret erwirkt, durch welches den Bettlern am Himmelfahrtsfeste der Bettel verboten wurde. Da sie den neuen Abt für den Urheber dieser Maßregel betrachteten, suchten sie durch Verbreitung übler Nachreden, als habe er seinen Vater ermordet, als sei er hartherzig gegen die Armen, sich an ihm zu rächen. Das Decret wurde gegeben; es blieb nichts übrig als die verleumderischen Zungen zu verachten oder zu ertragen, bis die allgemeine Erfahrung vom Gegentheil überzeugte. Nach Ablauf eines Jahres erlosch das Decret, und es wurde das Almosensammeln wieder erlaubt. Aus Dankbarkeit opfereten die Bettler zum Kirchenschatz ein silbernes Ciborium um 52 Gulden, um hiedurch die dem Abte zugefügten Beleidigungen gleichsam auszusöhnen.“

Es blieb nicht bei diesem kuriosen Geschenk. Hohe und niedere Gönner mehrten den Besitz des Klosters. Der Abt war ein baufreudiger Herr, und wäre nicht der Herr über Bayern ebenso geldfreudig gewesen, Andechs hätte eine ungewöhnliche Blüte erlebt unter diesem jungen, agilen Johann Chrysostomus.

Erst 35 Jahre alt starb er im Jahre 1610.



„Aureas ante alios fuit hercle Chrysostomus Abbas  
Cujus gesta legens ipse Apollo stupet.“

Vor anderen Herrlichen war wirklich Chrysostomus der Abt.  
Dessen Taten vernehmend, erstaunt selbst Apoll.

#### P. MICHAEL EINSLIN (1610—1640)

Für das leibliche Wohlergehen war er bis zu seiner Wahl zuständig gewesen als Verwalter des „Kelleramtes“. Für das geistliche und geistige Wohl der Mönche also künftig. Keine leichtere Verwaltung, denn dunkle Zeiten kündigten sich an, wie die Chronik vermerkt:

„Im Jahre 1617 beobachtete man einen ungeheuren Kometen gegen Norden 60 Tage lang, der allgemeine Besorgnisse wachrief. Der bald ausgebrochene böhmische Krieg dauerte 30 Jahre lang. Man unterließ es auch später nicht, das Erscheinen dieses Kometen mit demselben in Verbindung zu bringen.“

Zunächst aber weiß der Chronist zu erzählen von hohen und allerhöchsten Besuchen — und eine Anekdote vergaß er nicht aufzuzeichnen:

„Auch Herzog Wilhelm fand sich seiner Gewohnheit gemäß in Andechs ein und verweilte länger im Kloster. Bei diesem Anlasse beleidigte ihn Abt Michael ganz arglos auf's Empfindlichste; der Herzog sah durch die Fenster ins Freie, er war wie ein Priester gekleidet und von rückwärts von seinem Beichtvater, mit dem der Abt auf besonders vertraulichem Fuße stand, nicht zu unterscheiden. In der Meinung, es sei dieser, erlaubte sich der Abt einen harmlosen Scherz, wodurch der Herzog sich so gekränkt fühlte, daß er am andern Morgen unter dem Vorwande von Unwohlsein sofort heimkehrte. Gleichwohl scheint er das Vorkommnis später als das erkannt zu haben, was es wirklich war; wenigstens änderte er seine wohlwollende Gesinnung gegen das Kloster nicht und kam in den folgenden Jahren wieder.“

Eine der weitreichenden Taten aus der Regierungszeit des Abtes Michael Einslin ist die Mitbegründung der Benediktiner-Universität in Salzburg.

Das Kloster ehrte ihn nach seinem Tod mit diesem Spruch:

„Sub Michaele Viro, qui cedro dignus et auro,  
Accrevere sacro prospera cuncta jugo.“

Mit dem bedeutenden Michael, dem Zedernholz und Golde vergleichbar,  
wuchs das allgemeine Wohl unter seiner Obhut.

P. MAURUS FRIESENEGGER (1640—1655)

Er ist der Chronist des 30jährigen Krieges für Andechs. Ein Mann der Bücher und der Feder. Sein Tagebuch ist ein Spiegelbild seiner Zeit, eine Kultur- und Sittengeschichte vor dem Hintergrund des heiligen Berges und des großen Krieges.

„Auch seine Feinde, wenn er je solche hatte, konnten keinen begründeten Tadel gegen ihn erheben.“

Unter seinem Bild liest man:

„Prodigium vocitans Maurum hunc haud prodicus ore est  
Candidus an Maurus non tibi prodigium?“

Ein Wunder wird Maurus genannt, ob seiner glänzenden Rede.  
Ist Dir dieser reine Maurus selbst nicht ein Wunder?

P. COELESTIN PROBST (1655—1666)

Ein Wissenschaftler von hohen Gnaden, Professor an der Universität von Salzburg. Mehr noch als seine beiden Vorgänger war er besorgt, daß auch seine Mönche aller nur zugänglichen Wissenschaft teilhaftig wurden. Viele von ihnen

schickte er an Universitäten, was ihm innerhalb des Klosters wegen der hohen Kosten dieser Wissenschaftsförderung nicht nur Freunde einbrachte.

„Im Jahre 1663 fungierte er auf Einladung des Kurfürsten Ferdinand Maria als Officiator bei der Grundsteinlegung der neuen Kirche für die PP. Theatiner, welche das kurfürstliche Ehepaar zu bauen gelobt hatte, um dadurch von Gott Nachkommen zu erflehen . . .“

Nach zehnjähriger Regierung starb der Abt „an einem Schlagflusse“.

„Nomine Praepositus monti proponitur Abbas  
Post dua lustra aeger depositurus onus.“

Mit Namen Probst, als Abt den Berg führend  
nach zwei Jahrfünft erkrankt, legte er die Bürde des Amtes nieder.

#### P. MAURUS II. RAMBECK (1666—1686)

„Eine lebendige Bibliothek“, so kennzeichnete ihn ein prominenter Zeitgenosse. Wenige Jahre nach Übernahme seines hohen Amtes zerstörte der bekannte Brand des Jahres 1669 das Kloster und die Kirche. Wasser und Wein — das sind zwei weitere Symbole, die einem auffallen, blättert man die Annalen nach aus der Regierungsperiode dieses Abtes. Er sorgte dafür, daß in Andechs eine brauchbare Wasserleitung gebaut wurde und nicht minder große Sorge trug er, daß der Wein nicht ausging auf dem heiligen Berg (Mangel an Bier hatte man nie zu leiden). „Im Jahre 1674 kaufte das Kloster Weinberge in Tirol“; freudig berichtet es der Chronist. Und auch darüber:

„Um das Jahr 1670 fing man auch in Andechs wie anderwärts an, die Passion des Herrn auf einer Schaubühne in der Kirche darzustellen, wozu eine eigene Schaubühne unter der Orgel aufgestellt wurde. Dagegen unterblieben der Anordnung des Abtes gemäß die bisher üblichen Processionen, das öffentliche Gei-

ßeln und Kreuztragen, obwohl fast der ganze Convent die Fortsetzung dieser Übung wünschte.“

„Post Maurum primum Maurus venit ecce secundus  
Prae claris meritis nemine posterior“

Auf Maurus den Ersten folgt Maurus der Zweite,  
an ruhmvollen Verdiensten steht er niemandem nach.

#### P. QUIRIN WESSENAUER (1687—1704)

Es ist nicht viel, was die Chronik zu berichten weiß über seine Regierungszeit. Feldzüge gegen die Türken, Krieg zwischen Bayern und Österreich. Die Musen schweigen! „Nach dem Ausbruche des Krieges, welcher zwischen Bayern und Österreich wegen der spanischen Erbfolge entbrannt war, nahm Abt Quirin seinen Aufenthalt im Grufthause zu München. Unterdessen berichteten ihm seine Mitbrüder wiederholtenmalen, daß ihnen das Niederbrennen des Klosters in Aussicht gestellt worden sei, wenn nicht gewisse Geldsummen geleistet werden. Allein da er zur Bezahlung solcher Summen keine Mittel hatte, soll er, derartiger Zwangsforderungen endlich müde, zur Antwort gegeben haben: „Wenn das Kloster auf andere Weise nicht erhalten werden kann, so mag der Feind in Gottes Namen es zusammenbrennen.“

Im Münchner Grufthaus des Klosters starb Abt Quirin. Auf sein Wappen anspielend und auf seine Herkunft schrieb man unter sein Portrait:

„Salipoli natus, peaesulque in Monte creatus  
sal fuit, ac firmans ancora, Solque Micans.“

In Salzburg geboren, zum Abt des Berges erwählt, glich er dem Salz,  
dem starken Anker und der funkelnden Sonne.



P. MAURUS III. BRAUN (1705—1746)

Im bayerisch-österreichischen Krieg waren den Andechsern die Weingüter in Tirol konfisziert worden. Hoherfreut kann der Chronist für das Jahr 1706 jedoch notieren:

„... kam die erfreuliche Botschaft von der Rückgabe der Tiroler Weingüter, weshalb sofort ein Bote nach Innsbruck abgesendet wurde, welcher die Nachricht von dieser kaiserlichen Gnade dahin bringen sollte. Man hielt einen feierlichen Dankgottesdienst mit *Te Deum laudamus* in der Klosterkirche; alle Patres hielten an diesem Tage eine Danksagungsmesse.“

Der spanische Erbfolgekrieg stand am Beginn seiner Regierung. Als er starb, hatte der österreichisch-böhmische Erbfolgekrieg schon begonnen. Dem dritten Maurus galten die Verse:

„Mauro justitiae sol fuscatur amore colorem:  
Sunt flammae testes Proximus atque Deus.“

Dem Mohren gibt die Sonne die dunkle Farbe,  
ihre Glut aber künden auch den nahen Gott.

P. BERNHARD SCHÜTZ (1746—1759)

Ein Mann der Tat, dessen Werke sein Leben und seine Zeit überdauert haben. Die Kirche, wie sie heute oben steht auf dem Berg, unter seiner Regierung wurde sie gebaut. Sie ist buchstäblich sein Lebenswerk, er baute die Kirche und starb.

Über keinen der Äbte wissen die Chronisten seiner Zeit und die späteren so viele Anekdoten zu erzählen. Sein Bild steht höchst lebendig da.

„Den Armen, welche am Samstag Brod oder ein anderes Almosen erhielten, wurde aufgetragen, an diesem Tage fleißiger beim Conventamte zu erscheinen, widrigenfalls ihnen die Gabe entzogen würde.“

„Da öfter sich Kirchendiebstähle wiederholten, ordnete der Abt an, es sollten die 15 armen Weiber, unter welche die Speiseüberreste vertheilt zu werden pflegten, abwechselnd der Reihe nach in der Kirche Wache halten.“

„Hic, quae gessit, ais? stupeas, si persipiis unum  
Magnifice per eum trina stat alma Domus.“

Sage, was dieser tat? Du staunst, wenn Du erfährst,  
daß durch ihn allein das dreifache heilige Haus steht.



*Klosterkirche Andechs — Rosenengel*

P. MEINRAD MOOSMÜLLER (1759—1767)

Auf jährlich 1000 Gulden öffentliche Abgaben hatte man das Kloster Andechs taxiert. Der Kurfürst brauchte Geld und er durfte es eintreiben mit des Papstes Segen. Für „Erweiterung seiner Militärmacht, oder auch zur Vermehrung der Musik und Jagd“; der Chronist kann sich diese Bemerkung nicht verkneifen.

„Non bene depingunt Meinradi insignia corvum  
Meinradi mores aspice, Cygnus erat.“

Nicht gut bezeichnen ihn seine Würden. Betrachte auch  
sein lauterer Leben.

P. JOSEF HÖRL (1767—1775)

Es grassierte die Aufklärung und der Hunger ging um. „... man benützte die ungewöhnlichsten Dinge: Brennesseln, Baumrinde, Wurzeln und Kräuter zur Speise ... Im Dorfe Erling herrschte eine solche Noth, daß drei Personen dem Hungertode nahe waren.“

„Darum beschäftigte sich Abt Joseph ernstlich damit, im Haushalte einige Änderungen eintreten zu lassen und die Bedürfnisse in manchen Stücken etwas einzuschränken ...“

„Er gehörte zu jenen Äbten, die ihre Rechte dem Convent gegenüber wohl kannten und sie eifersüchtig wahrten, um ihnen ja nichts zu vergeben ... Sonst aber war Abt Joseph ein sehr umsichtiger, verständiger Herr.“

Obwohl kein Freund seines Abtes, dichtete der Prior ihm diesen Totenvers:

„Josephum Oeconomum laudent Memphitica regna;  
Oeconomus JOSEPH non minor iste fuit“

Den Josef aus der Bibel mögen die Königreiche von Ägypten  
preisen. Der haushälterische Josef war nicht geringer als dieser.

P. JOHANNES BERGMANN (1775—1790)

„Während der Tafel brachte man unter Trompetenklang stehend einen Toast aus auf den Kurfürsten und auf die Kurfürstin; dann sitzend ohne Trompeten



Anno 1681 Maria Miller in Wirldin von St. Jach, Zeigt an, das  
 syden vergangne horts, nach denckhung ist gerast, vnder dösen hat  
 dier ein indem küchel stiblt zu dem faze eingehait syden dören,  
 vnd den offengat zu fackhgehaigt vnder dösen ist der fack aller  
 brinet worden, das auch das stiblt sambt der küchel voller feir gew  
 öfend das starkh zu allentzükern hat hinnaus geschlagen, das sy  
 der maineusskinens nimer er löffen, wider in grossen laidt vnd samet  
 ist die frau haim khomen vnder dösen wies sie gesegnet hat sy vñ  
 er lieber frau auf dem h: verganger uessen vnd gleichem h: möß  
 sambt einer offer das verprochen wanes gelöst wierdt, vnder  
 die in schrickhen, lauffs sy aus dem hauss vnd löst vor dem mar  
 tufft vñ niel auf die knie vnd küess sy das die feir geest wier  
 hat so seim geliebt, das feir als baid geest worden, gott vñ in seir eñ sech nachsa





auf den Neugewählten.“ Drei Wahlgänge waren nötig gewesen für diese Wahl. Auch der Trinkspruch war nur mehr eine Floskel. Doch alles fand statt „mit gebührenden Ehren“: das Festmahl, die Hochfeste, das Leichenbegängnis. Noch schien diese Welt den meisten heil zu sein.

Wie eine Vorahnung auf das nahe Ende sieht der Spruch aus, den man unter das Bild des toten Abtes Johannes setzte. Da steht zu lesen unter den Namen aller Äbte von Andechs:

„Hi omnes Reverendissimo D. D. Ioanni  
Baptistae Patri sua Coeli divitias,



*Klosterkirche Andechs  
Madonna im oberen Altar*

terrestria dona precantur  
Tamque bono cupiunt usque subesse patri.“

Alle diese Äbte möchten dem hochwürdigen Herrn Joh. Bapt.,  
dem Vater des Konvents himmlischen Reichtum und irdische Gaben  
erbitten. Der Konvent aber wünscht stets dem guten Vater  
unterstellt zu sein.

P. GREGOR RAUCH (1791—1803)

„Gregorius Rauch, geboren zu Erling-Andechs den 22. Juli 1749, Profess 1. October 1769, Priester 3. October 1773, zum Abte erwählt den 3. Januar 1791, erhielt bei der Säcularisation eine Pension von 1600 Gulden zudecretirt, welche er bis zu seinem Tode, den 25. März 1812, bei seinem Bruder, P. Placidus Rauch, Pfarrer in Epfach genoß.“

Aus der Chronik des Klosters Andechs

## ANDECHS WIEDER EIN BENEDIKTINERKLOSTER

oder

Der Großvater hat es nicht gewollt

„Das ist gräulich!“, resümierte ein Wittelsbacher-Prinz unmutig, voll des Abscheus, als man ihm in den fünfziger Jahren des Säkularisationsjahrhunderts über die Ereignisse von 1803 erzählte. Voll Andacht küßte er Reliquien, die sein Vorfahr dem Kloster belassen hatte. Er schied vom heiligen Berg mit den entzückten Worten: „Der heilige Berg ist wundervoll innerlich und äußerlich an Natur und Gnade.“ Kloster Andechs hatte sie wieder, die Wittelsbacher und die königliche Gunst.

Der Chronist wird nicht müde, von immer neuen „allerhöchsten“ Besuchern zu berichten, die den Weg zum wiederum „heiligen Berg“ zu finden geruhten.

„Am Pfingstmontag des Jahres 1850 fand sich Se. Majestät König Max in Begleitung des Oberstlieutenants Freiherrn von der Tann von Schloß Berg aus in Andechs zum Besuche ein. Er besichtigte alle Localitäten des Hauses und äußerte sein besonderes Wohlgefallen an dem bairischen Wappen im Saale des oberen Stockwerkes . . . Als auch ihm einige Episoden aus der Säcularisationsperiode mitgetheilt wurden, bemerkte er mit sichtbarer Entrüstung: ‚Das hat mein Großvater nicht gewollt.‘“ Diese Äußerung zeugt von Gefühl und bescheinigt Max II. Pietät. Hätte der Monarch allerdings, zwecks näherem Bekanntwerden mit dem Großvater und Namensvetter, die einschlägige Schublade des Hausarchivs zu Rate gezogen, er wäre eines anderen belehrt worden. Natürlich war Max I., als die Lasten der Säkularisation vor allem bezüglich der Schulen auf den Staat zukamen, mit seinem Minister und langjährigen Intimus, dem Grafen Mont-



gelas, einer Meinung, der ihm gegenüber die bekannte Äußerung getan haben soll: „Wir waren doch rechte Esel, als wir die Klöster aufhoben!“ Aber da sind eben auch andere Zitate, und dieses Mal vom König selbst, der mit seinem den Benediktinern besonders gewogenen Sohne gar nicht recht glücklich war: „Mehr als zwanzig Jahre habe ich gearbeitet, und nun am Rande des Grabes muß ich sehen, wie mein eigener Sohn alles zu zerstören sucht, was ich gebaut habe.“

Dieser „eigene Sohn“ bestieg im Jahre 1825 als zweiter König von Bayern den Thron unter dem Namen Ludwig I.

Die Befürchtungen des Vaters bezüglich der „Pfaffen“-Freundlichkeit seines Sohnes und Thronfolgers bestätigten sich alsbald. Durch König Ludwigs Zutun war einer der prominentesten Reformer der Kirche Bischof von Regensburg geworden: Johann Michael Sailer, der große Prediger, Erzieher und Schriftsteller. Seine Einstellung zur Säkularisation ist bekannt und klingt nüchtern: „Von unten her war's ein großes Unrecht, von oben her ein großes Recht.“ Dem Staat waren nach dem mit dem Heiligen Stuhl geschlossenen Konkordat bedeutsame Rechte in kirchlichen Angelegenheiten zugestanden. Das Wohl der Kirche in Bayern hing also nicht zuletzt vom Wohlwollen des jeweiligen Monarchen ab. „Unter diesen Umständen mußte die Thronbesteigung Ludwigs I. glückverheißend wirken. Sailer hatte ihm in Landshut Privatvorlesungen erteilt und behielt durch einen umfangreichen Briefwechsel sowie durch seine Bücher, die Ludwig mit Begeisterung las, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf den Thronfolger. Als Kronprinz hatte Ludwig sich für Sailers Erhebung zum Bischof tatkräftig eingesetzt. Jetzt als König erwies er seinem alten Lehrer seine unaufhörliche Huld und eine rührende Aufmerksamkeit für sein persönliches Wohlergehen ... Ludwig, die Erneuerung der Kirche zu fördern gewillt, ließ sich vor der Ernennung von Bischöfen, Domkapitularen, Seminarvorstehern und Universitätsprofessoren, bei der Wiederherstellung von Klöstern und bei der Reform des höheren Schulwesens von Sailer beraten.“ Und so kommt es wohl nicht von ungefähr, daß, kaum ein Jahr nachdem Johann Michael Sailer Bischof

von Regensburg geworden, König Ludwig sich an die Wiedererrichtung des bayerischen Benediktinerklosters Metten machte. Ein Pater aus dem vertriebenen Andechser Konvent, P. Ildefons Nebauer, war einer der Mitbegründer und nahm an der Donau alte bayerische Benediktiner-Tradition wieder auf.

So gleichgültig das Volk in Bayern die Aufhebung der Benediktinerklöster hingenommen hatte, genauso unbemerkt beinahe und unter Ausschluß der Öffentlichkeit ging ihre Wiedererrichtung runde drei Jahrzehnte nach der Säkularisation vonstatten.

Nicht ganz dreißig Mitglieder zählte der Konvent auf dem heiligen Berg, als des ersten Königs von Bayern Wille die Mönche heimatlos machte. Der schon genannte P. Ildefons Nebauer war der einzige Pater aus dem ehemaligen Benediktinerstift Andechs, der nach Wiedererrichtung der Benediktinerklöster wieder Mönch wurde; er war der erste Prior von Metten. Die meisten anderen Konventualen zogen es vor, soweit sie das Jahr 1830 noch erlebten, die ihnen angewiesenen Pfarrstellen bis zu ihrem Lebensende zu betreuen.

Die verschiedenen Besitzungen des ehemaligen Klosters Andechs wie die Höfe in den umliegenden Ortschaften, die Weingüter in Tirol hatte man um billiges Geld verkauft. Die Realitäten auf dem heiligen Berg selbst waren durch viele Hände gegangen, nicht gerade zum Nutzen der Gebäude. Denn kaum einer der zahlreichen Herrn hatte wirkliches Interesse oder gar ein Verhältnis zu diesem Besitz, sondern trachtete nur darnach, die Rendite möglichst hochzuhalten. Im Jahre 1834 war das ehemalige Kloster in die Hände eines königlichen Generalmajors, des Freiherrn von Jordan, gekommen. In der Chronik steht: „Der neue Besizer verwendete nicht unbeträchtliche Summen auf sein Gut; doch galt seine Rücksichtnahme mehr einem glänzenden Luxus als reellem Bedürfnisse: das Ganze litt unter den ungünstigen Pachtverhältnissen.“ Immerhin blieb Andechs zwölf Jahre lang im Besitz des Freiherrn von Jordan. Als sich der Generalmajor dann doch zum Verkauf entschloß, lag der Gedanke, das ehemalige Benediktinerkloster dem Freund und Förderer dieses Ordens, dem König, anzu-

bieten, gar nicht so fern. „Um die Summe von 65 000 Gulden ward das gesamte Gut mit 230 Tagwerk Gründen nebst allen Kloster- und Ökonomie-Gebäuden . . . zunächst Eigenthum der königlichen Cabinettskassa, die durch den Director der landwirtschaftlichen Schule zu Schleißheim den Kaufsvertrag am 11. März 1846 abschließen und am 8. April die Übergabe vornehmen ließ.“

Der König ließ niemand und keinen Augenblick Zweifel darüber, welchem Zweck sein Erwerb des Klosters Andechs dienen sollte. Das neubegründete Kloster Metten wurde beauftragt, einen seiner besten Leute, den Pater Bonifaz Wimmer, nach Andechs zu entsenden, um das königliche Vorhaben unter seine Obhut zu nehmen. Übrigens ging dieser P. Bonifaz Wimmer später, seine Berufung nach Andechs wurde wieder rückgängig gemacht, in die Vereinigten Staaten von Amerika, wo er mithalf, abendländischem Benediktinertum neue Aufgaben zu weisen. An seiner Stelle zog P. Rupert Mittermüller in Andechs ein. „Nach einem Ministerial-Rescript vom 6. April 1846 beschränkte sich die Verwaltung auf unverschiebbare Maßnahmen, wie die Überwachung gegen Verschleuderung und Verwahrlosung des kgl. Gutes, auf Begründung wohlbemessener Vorschläge über die Bräuerei und den Betrieb der Oekonomie.“

Die Benediktiner waren, wie sie die königliche Kabinettskasse bald merken ließen, nicht gewillt, den seit der Säkularisation in Andechs üblichen Schlendrian in Verwaltung und Verpachtung weiterhin mitzumachen. Man ging an die Ablösung der noch laufenden Pachtverträge, und der König ließ hier, wie man den Aufzeichnungen entnehmen kann, dem Abt von Metten als dem Schirmherrn von Andechs und dessen Bevollmächtigten ziemlich freie Hand.

Nach Verwaltung und Ökonomie ordneten die Benediktiner aus Metten die seelsorglichen Verhältnisse und nahmen sich der verbliebenen und in ziemlicher Unordnung sich befindenden Reliquien und anderen „Heiltümer“ an. P. Rupert Mittermüller ließ „viele neue Reliquiarien anfertigen, die vorhandenen reinigen und ausbessern, und traf Anordnungen, wornach die heiligen Reliquien vor der zur Regel gewordenen Alltäglichkeit der Ausstellung bewahrt blieben, und nur

bei besonderen festlichen Anlässen einzelne zur Verehrung gezeigt wurden.“ Auf eigenen Wunsch kehrte P. Rupert Mittermüller 1849 in das Kloster Metten zurück. Ein Jahr zuvor hatte Ludwig I. dem bayerischen Thron entsagt: seine Affäre mit der Tänzerin Lola Montez war die populäre Begründung, die Gründe lagen in seiner konservativen, der Kirche und den Klöstern allzu geneigten Politik. Man hatte Bedenken in Andechs, daß, nach diesem Schritt des Königs, die endgültige Wiederherstellung des Klosters mehr werden mochte als eine gutgemeinte Geste. Aber der resignierte König hielt an seinen Plänen fest, zumal er den Ankauf von Andechs nicht mit Staatsgeldern, sondern aus seiner Privatschatulle betrieben hatte. „Auch die Landeshauptstadt sollte durch Maß und Milde benediktinischen Wesens beschenkt werden in Gotteslob, Seelsorge, Erziehung, Unterricht und Wissenschaftspflege. In dieser Absicht erbaute der großgesinnte Monarch aus eigener Tasche eine herrliche Basilika als Stifts- und Pfarrkirche zum heiligen Bonifatius mitsamt einem Klostergebäude.“

In der Stiftungsurkunde für das neue Kloster in München heißt es:

„Wir König Ludwig von Bayern etc. etc. haben beschlossen, eingedenk des großen Nuzens, welchen der Benedictinerorden seit so vielen Jahrhunderten der Kirche, dem Staate und durch seine Forschungen den Wissenschaften gebracht, in der Haupt- und Residenzstadt eine, wenn auch anfangs, bis sie sich selbst tüchtigen Zuwachs herangezogen, nur gering, doch mit der nöthigen Ordens-Mitgliederzahl versehene Abtei St. Bonifaz nebst Pfarrei, welch' letztere der Abtei aber nicht plene zu incorporiren, mit dem vierundzwanzigsten November dieses Jahres zu gründen unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß der jeweilige Abt Sorge zu tragen habe, daß dieses klösterliche Institut stets mit würdigen und wissenschaftlich ausgezeichneten Ordensmitgliedern besetzt, und wenn es an Kräften soweit erstarkt sein wird, auch die Vernehmung des hiesigen Königlichen Erziehungsinstitutes für Studirende dahier gegen Überweisung der diesem Institute zukommenden Renten und allenfallsigen Erübrigung aus den Professoren-Gehältern übernehme . . .



Zum Behufe der Gründung dieser Abtei St. Bonifaz gewähren Wir als Schenkung hiezu:

1. die aus Unsern Cabinetskassa-Mitteln erbaute St. Bonifaz-Kirche;
2. das aus den nämlichen Mitteln erbaute Stiftsgebäude . . .
3. das Gut Andechs, dessen Kaufpreis per 65 000 Gulden (fünfundsechzigtausend Gulden) Wir gleichfalls aus Unserer Cabinetskasse haben berichtigen lassen, — sowie die Erträgnisse desselben, sammt allen Rechten und Lasten etc., welche darauf haften . . .

Wir vertrauen bei dieser von Uns gemachten Stiftung bezüglich des Gedeihens derselben auf den höheren Beistand Gottes, und geben Uns der angenehmen Hoffnung hin, daß diese Abtei unter kräftigem Zusammenwirken der Ordensmitglieder in Bälde einen recht erfreulichen Aufschwung nehmen, insbesondere aber Unser fortan im Gebete gedenken werde . . .“



*München  
Basilika St. Bonifaz*

Als ersten Abt ernannte der König den aus dem Allgäu stammenden Konventualen von St. Stephan in Augsburg, P. Paul Birker. Die ersten Mitglieder des neuen Klosters kamen aus Metten, aus Fiecht in Tirol und aus Scheyern.

„Schon gleich bei Begründung der Abtei meldeten sich sehr gut qualificirte No-

vizen zur Aufnahme in das junge Stift; das Noviziat wurde nach Andechs verlegt, wohin sich auch der Abt begab, um die Bildung der Novizen zu guten Ordensmännern dort in der ländlichen Stille und Zurückgezogenheit vorerst selbst zu leiten . . . Das Kloster nahm in der kürzesten Zeit einen solchen Aufschwung, daß die zur Bildung der ersten Klostergemeinde entlehnten Conventualen aus den obengenannten Klöstern schon im Jahre 1852, beziehungsweise 1853 wieder in ihre Heimathklöster zurückkehren konnten . . . Mit der Verlegung des Noviziates nach Andechs gestaltete sich von selbst eine entsprechende klösterliche Ordnung . . .“

Doch derlei Eintragungen in der klösterlichen Chronik vermögen nur auf den ersten Blick zu täuschen: Andechs hatte von seinem alten Glanz alles verloren und viel von seinem Geist. So liest sich denn die Chronik dieser zweiten Gründerjahre weithin wie das Tagebuch einer einstmals großen Familie, die in Unglück kam, nach Jahren aber wieder aufgenommen wird in die Gesellschaft, mit der sie dann nichts mehr Rechtes anzufangen weiß — und die Gesellschaft nicht mit ihr. Sätze wie diese sind bezeichnend für das Andechs vor gut hundert Jahren: „Lange Zeit war erforderlich, die ökonomischen Schwierigkeiten zu bewältigen.“

Der Chronist dieser Zeit, der mächtig bebartete Prior Magnus Sattler, um die Geschichtsschreibung von Andechs sehr verdient, verrät zwischen den Zeilen seiner Chronik mehr als er tatsächlich eintragen konnte oder mochte. Man war in Andechs damals sorgfältig darauf bedacht, das wiederhergestellte Verhältnis zum Herrscherhaus zu pflegen: „Der erste Juni war für den heiligen Berg ein außerordentlicher, unvergeßlicher Fest- und Freudentag. Beinahe die ganze königliche Familie, nämlich Ihre Majestäten König Maximilian und Königin Marie von Bayern, König Otto und Königin Amalie von Griechenland, Ihre königlichen Hoheiten der Kronprinz Ludwig, die Prinzen Otto, Luitpold, Adalbert und Gemahlin mit hohem Gefolge, im Ganzen 26 Personen, wählten an diesem Tage Andechs zu einem ländlichen Ausfluge, um hier das Geburtsfest Sr. Maje-

stät des Königs Otto zu feiern. Die bairischen Flaggen wehten vom Kirchthurm den allerhöchsten Herrschaften entgegen; Abt Bonifacius begrüßte die erlauchten Gäste mit seinen hier anwesenden Mitbrüdern am Fuße des Berges. — Zufällig hielt an diesem Tage der Veteranenverein der Umgebung mit feierlichem Gottesdienste in der Wallfahrtskirche seine Jahresversammlung. Bei der Ankunft Ihrer Majestäten stellten sich die alten und jungen Veteranen in Reih und Glied. Se. Majestät König Max sprach längere Zeit mit dem Chef des Chores, dem hochbetagten Lehrer Westermayr von Frieding, der schon gegen Rußland im Felde gestanden war, während die übrigen hohen Herrschaften mit den einzelnen Mitgliedern in leutseliger Weise sich unterhielten. Nach der Ankunft im Kloster verfügten sich die allerhöchsten Herrschaften auf die freundlich decorirte Terrasse, um daselbst im Freien das Mittagsmahl zu nehmen und die prachtvolle Fernsicht zu genießen. Nach Beendigung der Tafel wurden die Räumlichkeiten des Klosters, hierauf die Kirche mit ihren Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Die alte Votivkerze des herzoglichen Hauses nahm besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch; denn sie ist die älteste unter allen vorhandenen, und überdauerte den Brand im Jahre 1669, da sie bei den Reliquien in der heiligen Kapelle, wie gegenwärtig noch, ihren Standort hatte. —

Nach einem halbstündigen Spaziergang in der Umgebung des Klosters kehrten die allerhöchsten und höchsten Herrschaften über das Elisabethbrünnchen in dasselbe zurück; mit hohem Interesse vernahmen sie den Zusammenhang dieses Brünnchens mit der heiligen Landgräfin Elisabeth von Thüringen und bewunderten das kunstvoll gearbeitete gothische Denkmal... Mit der wiederholten Versicherung, einen frohen Tag genossen zu haben, trat die königliche Familie abends 7 Uhr die Rückreise in die Residenzstadt an.“

So war also der heilige Berg, dank „allerhöchstem“ Vorbild, auf dem Wege, ein Ausflugsort zu werden. Doch, der Wahrheit halber muß es gesagt sein, auch die Wallfahrer kamen wieder in großer Zahl. Die äußere Anziehungskraft von Andechs hatte durch die Jahre der Auflösung kaum gelitten. Trotzdem hatte

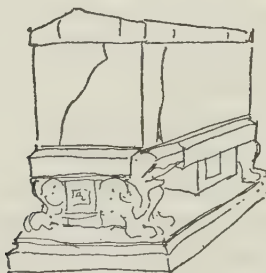
sich doch viel geändert. Andechs war als Kloster kein Selbstzweck mehr, sondern hatte neben der Bestimmung, „Unterhalt“ zu sein für das Stadtkloster St. Bonifaz, verschiedene Aufgaben übernommen, die weder seiner Tradition noch dem benediktinischen Geist, der sich langsam wieder niederzulassen begann, zu entsprechen schienen. Auf Betreiben des „Katholischen Vereins zur Rettung der verwahrlosten Jugend in München“ wurde in Andechs die sog. „St.-Nikolaus-Anstalt“ ins Leben gerufen. „Das Ziel, das seit dem Bestehen dieser Anstalt angestrebt wird, ist bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben: arme und verwahrloste Knaben von 7 bis 14 Jahren so zu bilden, daß sie entweder als Lehrlinge bei Meistern eintreten oder im Dienste von Landwirthen ihr ehrliches Fortkommen finden können; es ging jedoch auch schon ein oder der andere Student oder Volksschullehrer aus der Anstalt hervor.“ So steht es in der Chronik von 1877. Nüchterner und nicht ohne Ironie sieht ein Benediktiner unserer Tage, P. Angelus Sturm, ein ähnliches Unternehmen zu Beginn des 20. Jahrhunderts: „Ein kühnes Unternehmen war es freilich, wenn Abt Gregor Danner um 1910 in dem an Andechs angrenzenden Rothenfeld eine Anstalt errichtete, die gefährdeten oder auch schon gestrandeten Jungen eine entsprechende Erziehung vermitteln sollte, im Anschluß an die öffentliche Rechtspflege, die dann bei der Auflösung der Anstalt nach zwanzig harten Arbeitsjahren das Wirken der Benediktiner wohlgefällig anerkannte.“

Andechs hat Jahrhunderte benötigt, Höhepunkte zu haben in seiner Geschichte — das Geschlecht derer zu Andechs gleichermaßen wie das Kloster des heiligen Benedikt — und Höhepunkte mißt man kaum in Jahren, selten in Jahrzehnten, in Jahrhunderten nie. So gesehen, erscheint es nicht mehr sinnvoll oder gar gerecht, die neuere Geschichte dieses letzten Jahrhunderts seit der zweiten Gründung auf eine Waagschale legen zu wollen. Auch die Zeit dieser „Gründerjahre“ war nicht angetan, einem Kloster zu vermitteln, was man in alten Chroniken als „gedeihliches Wachstum“ beschrieben hätte. Ein paar Tage zerschlugen — um auf die neueste Geschichte zu kommen —, was Jahrzehnte erbaut. Zwar



suchten sich die Kriege der Gegenwart ihre Ziele fern vom ländlichen Andechs, doch mitgetragen wurden die Lasten des letzten Krieges auch auf dem heiligen Berg: das Kloster in der Stadt erlitt ein Schicksal, das dem Kloster auf dem Berge bei aller Heimsuchung durch die Jahrhunderte erspart geblieben war. St. Bonifaz wurde weitgehend zerstört. Und dem zweiten Wittelsbacher, der mithalf, Andechs zu begründen, wurde das Schicksal des ersten Gründers zuteil: sein Grab zerstört. Die Benediktiner von St. Bonifaz exhumierten den Leichnam Ludwigs I. Man fand den König auf einem Brette liegend in seinem Sarkophag, angetan mit der Generalsuniform und seinen Orden. Die Gesichtszüge, so berichten Augenzeugen, waren gut erkenntlich. Der Konvent beschloß, den Leichnam umzubetten in einen Zinnsarg.

Das Grab des großen Bayernkönigs ist zerstört wie seine Basilika. Was blieb, so sah es ein Kunsthistoriker, ist „die Ruinenschönheit eines klassischen Werkes“.



*Basilika St. Bonifaz  
Grabmal Ludwigs I.*

## VON DER WALLFAHRT oder Was die Seele zusammenhält

Es war der letzte Fürstbischof von Augsburg, der prachtliebende Klemens Wenzeslaus (1768—1812), Prinz von Sachsen und Polen, und Träger manchen anderen Titels, der dem Geschmack der Zeit sich beugend und dem Willen seiner klosterfeindlichen Schwester, der Frau Kurfürstin von Bayern, Maria Anna Sophia, um das Jahr 1780 eine Einschränkung der Wallfahrten und Bittgänge anordnete; im Jahre 1787 verfügte er, man möge doch statt einer Wallfahrt nach Andechs ein zehnstündiges Gebet abhalten in den Augsburger Kirchen, „dieses gelte soviel wie eine Wallfahrt zum heiligen Berg“. Der Fürstbischof beschwor mit dieser Anordnung beinahe eine Revolution der sonst so friedfertigen Augsburger Wallfahrer herauf und mußte sich schließlich dem frommen Willen seiner Untertanen beugen. Die Chronik des Augsburger Wallfahrervereins bescheinigt es: trotz des Ungeists der Zeit und bischöflicher Anordnung gingen die Wallfahrten nach Andechs beinahe ohne Unterbrechung weiter.

Es muß immer schon ein Geist besonderer Art in diesen Wallfahrten gewesen sein, daß die Gegner der Religion auf die Wallfahrer zielten, wenn sie die Kirche treffen wollten.

Es ist Mode geworden, auch heutzutage wieder, sich über die fromme „Mode“ des Wallfahrens zu mokieren. Sie passen nicht mehr so recht ins Bild, das beherrscht wird von Autotouristen und Inklusivreisenden — die Wallfahrer und die Pilger, die Fahnen und die Rosenkränze. Die Menschen, die eine Tagesreise zu Fuß auf sich nehmen auf autoreichen Straßen und mit Gebet.

Man muß es zugestehen: der Beobachter bayerischer Wallfahrts-Szenerie hat es nicht leicht, unbefangen zu bleiben beim Schauspiel, das sich ihm bietet, kommt er beispielsweise nach Altötting.

„Und wie geht das Geschäft, Herr Pater?“ fragte in einem Fernsehinterview der Schriftsteller Georg Lohmeier, eines jener gescheiten und liebenswerten Überbleibsel des „homo bavaricus baroccensis“, einen Kapuziner aus Altötting. Ein wenig verlegen ob dieser indiskreten Frage gleichermaßen wie der auf ihn gerichteten Fernsehkamera setzte der Hüter der Gnadenmutter von Altötting zu der tadelnden Antwort an: „Nun, von einem Geschäft kann man ja nicht direkt reden . . .“.

Eine hinterkünftige Frage an so frommem Ort und eine vieldeutbare Antwort. Und doch wieder nicht so vieldeutig für Kenner und Liebhaber altbairischer Art. Man liebt den Handel in diesen Breiten und läßt sich dabei nicht gern übers Ohr hau'n — und nicht so leicht. Auch die Händel, die man gelegentlich mit seinem Herrgott hat, sucht man durch einen Handel beizulegen. Der Gang in den Beichtstuhl wäre zu einfach für „Schwierigkeiten“ besonderer Art. Der Weg zum Herrgott schließlich wäre zu einfach, wenn man den Umweg über die Muttergottes gehen kann. Also sucht man diesen Umweg. Einen vergnüglichen Umweg bisweilen, auch wenn er, nur artfremde Besucher und Betrachter von Bayern können das glauben, durchaus nicht ein Vergnügen ist. Das ist die Wallfahrt höchstens in den sogenannten Volksstücken; aber die sind eh' nur für die Auswärtigen da, die man in Zeiten des zurückgehenden Fremdenverkehrs respektvoll als Gäste zu bezeichnen beliebt.

Wenn man in Bayern von Wallfahrt spricht oder schreibt, gehört es sich, als Kronzeugen bayerischer Geschichte und bairischer Art jenen Johannes Turmair, der sich Aventinus nannte, zu zitieren: „Das Beyerisch Volck hat viel Kirchfart“, so steht bei ihm zu lesen. Eine Feststellung, die uns bestenfalls die Tradition bayerischer Wallfahrt verbürgt, über ihr Wesen aber sich ausschweigt.

Geschäft und Frömmigkeit, Glauben und Aberglaube liegen nahe beisammen,

wie das Wirtshaus und die Kirche. Beiderlei ließ genügend Raum für Mißdeutungen und für alle, für Bayerns skeptische Beobachter genauso wie für die Bayern selbst.

Die Anfänge einer Wallfahrt auf dem Berg Andechs reichen zurück bis in das 11. oder gar in das 10. Jahrhundert. Bis in jene Zeit also, als die Benediktinermönche von Grafrath den Reliquienschatz des Grafen Rasso auf den vor Kriegsgefahr besser geschützten Berg bringen ließen. Die schon um das Jahr 1080 Als befestigt ausgewiesene Burg über dem Ammersee wird wohl in ihrer Kapelle die Reliquienschatze aufgenommen haben. In einer Studie, die dem Ausstellungskatalog von 1967 als historische Einführung dient, schreibt der betagte und hochverdiente Chronist des heiligen Berges, P. Romuald Bauerreiß, über Entstehung und Wandel der Andechser Wallfahrt u. a.:

„Jedenfalls war die Andechser Kirche schon im 12. Jahrhundert eine besuchte Wallfahrtskirche, und das Ansehen der Grafen von Diessen-Andechs... tat das übrige dazu. Daß dieser Grundstock von Herrenreliquien, deren ältester Teil nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden kann, im Laufe der Jahrhunderte Mehrung und Umwandlungen erhielt, ist begreiflich. Die Entwicklung der Andechser Wallfahrt kann als Schulbeispiel gelten für die Entwicklung der abendländischen Wallfahrt überhaupt... Von der Verehrung des Grabes des Herrn und der meist von dort stammenden Christusreliquien und vereinzelter Heiligengräbern ausgehend, wechselt das Wallfahrtsziel oft in die Verehrung von Blutreliquien des Herrn hinüber, namentlich zu angeblich blutenden Hostien. Für Andechs war diese Entwicklungsphase von starkem Einfluß. Zu den Herrenreliquien gesellte sich im 12. Jahrhundert eine als ‚Sakrament des heiligen Gregor des Großen‘ bezeichnete alte Hostie durch Bischof Otto II. von Bamberg, einen gebürtigen Grafen von Andechs... Die Hostie galt als besonders wundertätig bei Seuchen und allem Unheil. Graf Berthold III. von Andechs erbat sie gelegentlich von seinem Bruder, dem schon erwähnten Bamberger Bischof Otto II. Sie wurde übersandt, kam aber nicht mehr nach Bamberg zu-



rück. In Andechs rückt nunmehr die Gregoriushostie gegenüber anderen Herrenreliquien in den Vordergrund der Verehrung. Um zwei andere weitaus spätere und in ihrem Entstehen schlecht bezeugte Hostien vermehrt, bildeten die drei Hostien nunmehr das Hauptziel der Wallfahrt und stellen die Andechser Wallfahrt zusammen mit Wilsnack, Walldürn, Heiligkreuz — Augsburg und Weingarten in die Reihe der spätmittelalterlichen Blutwallfahrten. Die „Heiligen Drei Hostien“ wurden seitdem beinahe zum Signet der Andechser Wallfahrt und fanden auch Eingang in das Andechser Klosterwappen und die Exlibris.

Das beginnende Spätmittelalter brachte jetzt die wallfahrtsmäßige Marienverehrung, die sich sonst zunächst in den Gnadenbildern der Pietà oder Vesperbildern bemerkbar machte und erst später zur Verehrung der zahlreichen stehenden oder sitzenden, wallfahrtsmäßig verehrten Madonnenbilder führte. In Andechs erscheinen nunmehr um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine sitzende Madonna am unteren und eine stehende am oberen Hochaltar neben den Herrenreliquien, den heiligen Drei Hostien, als Wallfahrtsziel. Manches unter den zahlreichen Motivbildern hält diese Vielheit der Andechser Wallfahrtsziele fest und stellt so ein instruktives kultgeschichtliches Zeugnis dar.“

Ein Wallfahrtsort vom Alter und von der Bedeutung, wie Andechs sie neben seiner typisch bairischen Prägung aufzuweisen hat, vermag am besten durch eigene Zeugnisse, durch klösterliche Überlieferung sowohl wie durch die „Hinterlassenschaften“ der Wallfahrer Aufschluß zu geben über das Wesen einer Wallfahrt in Bayern.

Andechs ist, wie kaum ein anderer Wallfahrtsort in Bayern auf Wallfahrer hin ausgerichtet. Noch mehr: das Kloster verdankt seine Gründung dem Verlangen des bayerischen Volkes nach „Kirchfahrt“.

Die Ausstellung des Andechser Schatzes in München hatte nicht nur dem Papst in Rom allerlei Wohltat beschert, sie hatte vor allem den Herzögen von Bayern klargemacht, daß dieser Schatz der von ihnen um Ruhm und Leben gebrachten Grafen von Andechs zu allerhand nützlich sein mochte. Denn nicht nur die oft







zitierte „Heiltums-Schau“ der Jahre 1390/91 hatte ihren Zulauf. Auch in Andechs war seit dem Auffinden des Schatzes die Zahl der Wallfahrer gewaltig angestiegen. Es lag auf der Hand für die bayerischen Herzöge, daß bei aller Anziehungskraft, die München offenbar auf Bayerns Volk ausübte, der Schatz in seiner angestammten Umgebung auf Wallfahrer ungleich mehr Reiz ausüben mußte. „So verlieh zunächst der Bischof Johann von Regensburg 1392 seine Heiltumsablässe zugleich für Andechs als den voraussichtlichen Verwahrungsort der Reliquien.“ Es waren dann nach Rückkehr des Schatzes und der Reliquien nach Andechs vor allem größere Gruppen von Pilgern aus der Residenzstadt München, die den Ruf des Wallfahrtsortes festigen halfen. Sogar der Rat von München ließ Bittgänge veranstalten; das war im Jahre 1434. Und Aventin bestätigt, daß jährlich zweimal, am Himmelfahrtstag und um Michaelis, „große Kirchfahrt“ zum heiligen Berg stattfand. Nach Gründung des Benediktinerklosters Andechs nahm auch die Wallfahrt einen selbst für damalige Zeiten ungeahnten Aufschwung. Von einer Münchner Wallfahrt aus dem Jahre 1463 erzählt die Chronik: „Item an dem tag als die Pestilenz Laider, durch die geschikht Gottes vassat regieret und geregieret hate vort von Weinnachten bißher giengen auß jedem hauß ain Mensch die man besonder und die frauen sonder mit großer andacht wainenden augen, und noch mit betriehten Herzen und doch mit sonder grossen frolockhen zu dem wierdigen hailigthumb auf den Berg zu Andex woll bey 5000 Menschen die man hinauß mit processen von den Pfarren und Clostern und wider herein mit grosser wirdigkeit belaitet.“ Chroniken und Heiltumsbücher geben für Andechs über mehr als 500 Jahre Zeugnis für eine kaum unterbrochene Tradition bayerischer Wallfahrt. Es mag von Interesse sein, für den Wallfahrer von heute gleichermaßen wie für Liebhaber des heiligen Berges von Andechs, Einzelheiten zu hören über die Wallfahrt vergangener Jahrhunderte. Zu den hauptsächlichen Wallfahrtstagen, in der Zeit um Christi Himmelfahrt, glich der Berg einem Heerlager der Frömmigkeit. Die Chronik des Klosters erzählt:



„Der enorme Conkurs von Wallfahrtern überhaupt und Gästen für das Kloster insbesondere erheischte umständliche Vorbereitungen für diese Tage. — Schon in der Woche zuvor wurden alle Zimmer entsprechend eingerichtet und mit Betten zur Aufnahme der Gäste versehen. — Weißbier wurde von München beigeñhrt und Neckarwein für die Hoftrumpeter. Alle Gefäße in der Kirche wurden gereinigt und alle Stühle und Bänke aus derselben hinausgeschafft, um Raum zu gewinnen. Das Speisegitter und das Gitter am oberen Altare wurde mit Brettern verrammelt. In die Bibliothek und in die obere Sacristei wurden die nothwendigen Paramente für die heiligen Messen im oberen Theile der Kirche verbracht. — Um sieben Uhr wurden die heiligen Reliquien von ihrem gewöhnlichen Aufbewahrungsorte unter Beihilfe der Fratres clerici und Ministranten in die Vöhlin'sche Kapelle gebracht, daselbst aufgestellt und die Altäre geschmückt. — Mittags gegen 1 Uhr war der Einzug der Wallfahrer von Friedberg und Dachau. Um 3 Uhr wurden die heiligen Hostien ausgesetzt; hierauf war figurirte Vesper, jedoch ohne Officiator am Altare. Nach derselben wurden Completorium und Matutin im Capitelsaale gehalten . . . Gegen Abend fanden sich zahlreiche Gemeinden mit dem Kreuze ein. — Zur Aufrechterhaltung der Clausur gegenüber weiblicher Neugier war es nothwendig, sowohl an der Pforte, als auch bei der Klosterthüre auf dem Orgelchore eigene Wächter aufzustellen. —

Am Mittwoch war das Chorgebet mit der Litanei von allen Heiligen im Capitelsaale; nach Beendigung derselben setzte P. Prior die heiligen Hostien unter dem Präludium der Orgel aus, von den Leviten trug einer das Schweißstuch, der andere die beiden Ostensorien mit den Reliquien der Dornenkrone. Indessen hatten die Beichtväter bereits ihre Tätigkeit im Beichtstuhle begonnen. Um 8 Uhr war Predigt, nach derselben Pontificalamt; um 11 Uhr die von den Augsburgern gestiftete Messe; ihr Opfer bei derselben durfte den Ortsarmen zugewendet werden. Um dieselbe Zeit fanden sich die Hoftrumpeter mit ihrem Musikmeister und einem Bedienten ein, denen bald der zu den hiesigen Fest-

lichkeiten auserwählte Abgeordnete aus dem Gremium des kurfürstlichen Hofrathes als Stellvertreter des Kurfürsten folgte; einer von den anwesenden Franciscanern wartete mit der Darbringung des heiligen Meßopfers bis zu dessen Ankunft, um ihm das Anhören einer heiligen Messe zu so später Stunde noch zu ermöglichen. Ferner fanden sich auch ein der kurfürstliche Hofrichter von München, der Pflegeamts- oder Landrichter von Weilheim mit einem Actuar und zwei Schreibern, und zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und der Ordnung sowohl in als außer der Kirche 24 Gerichtsdienere aus den benachbarten Districten, endlich der Clerus von Augsburg und München mit ihren Zugführern . . . Den ganzen Tag über reihte sich ein Wallfahrtszug an den andern; der P. Sacristan hatt sie in die Kirche einzuführen; die Wallfahrtszüge der Städte und Märkte führte der P. Prior, jedoch ohne Assistenz, ein. Die Drescher besorgten oben im Thurme das Läuten, von wo aus es ihnen möglich war, die Ankunft der einzelnen Züge von allen Seiten zu beobachten. —

Nach dem Mittagstische etwa um  $\frac{1}{2}$ 3 Uhr war der feierliche Einzug der Wallfahrer von Augsburg; der Abt ging denselben mit Kreuz und Fahne und entsprechender Assistenz in Pontificalibus in Begleitung der singenden Chorknaben und des Conventes entgegen und empfing sie auf dem Plaze vor der St. Elisabethenkirche, und bald darauf die Münchner in der Nähe des Gasthauses oder beim Kreuze am Fuße des Berges. Der kurfürstliche Commissär begleitete den Zug der letztern; beim Hinaufziehen sangen die Seminaristen die lauretanische Litanei, indessen der Chor respondirte. In der Nähe der Kirche bliesen die kurfürstlichen Trompeter ihren Gruß; auch den Augsburgern erwiesen sie diese Ehre gegen entsprechendes Honorar. —

Die Augsburger hatten in Beziehung auf den Einzug den Vortritt, weil sie ihren Wallfahrtsgang niemals unterließen, indessen die Münchner denselben unterbrochen haben . . .

Seit der Zeit des Abtes Maurus III. wurde auch den ankommenden Priestern im Kloster eine Unterkunft bereitet; ehavor mußten sie eine solche in Privat-

häusern oder unter den Zelten, welche in München entlehnt und auf dem Thieranger aufgeschlagen wurden, suchen. Seitdem ihnen im Kloster eine Unterkunft geboten wurde, war das Refectorium so überfüllt, daß der Convent vom Mittwoch abends bis zum Freitag mittags keinen Platz in demselben fand, sondern im (sogenannten) Museum Patrum zu Tische gehen mußte, indessen die Pfarrer unter dem Vorsize des P. Prior oder Subprior, sechzehn bis dreißig an der Zahl, im Refectorium speisten, abgesehen von den übrigen Ehrengästen, die mit dem Abte im großen Gastsale speisten; diejenigen, welche nach Tisch ankamen, erhielten nur eine Erfrischung von Bier und Brod. Die Speisen wurden nicht ordinär zubereitet oder karg vorgesetzt; außer den gewöhnlichen Speisen mit doppeltem Braten wurde immer noch eine sogenannte Extra-Speise gegeben. Bier konnte jeder nach Belieben trinken, und zudem wurden jedem drei Schoppen Wein vorgesetzt. — Gleichwohl wurden manchmal ganz unbegründete Klagen laut und ein Verhalten in Anbetracht der genossenen Gastfreundschaft beobachtet, welches eines Gastes und Priesters nicht würdig war, obwohl dem Kloster keine rechtliche Verpflichtung oblag, in solcher Weise Gastfreundschaft zu üben. Des anderen Tages erhielten diese Gäste zum Frühstück Tellerfleisch mit Bier, oder weichgesottene Eier. Außer fremden Lehrern und Meßnern beanspruchten sogar Fahnenträger und Ministranten die Gastfreundschaft des Klosters und wußten sich derselben unter den verschiedensten Vorwänden theilhaft zu machen. — Aus diesen Angaben mag jedermann leicht erkennen, welchen großen Aufwand das Kloster in dieser Zeit zu bestreiten hatte. — Am Himmelfahrtstage wurde gewöhnlich um 3 Uhr geweckt. Hierauf hielt man den Chor bis zur Non im Capitelsale; darnach wurden die heiligen Hostien ausgesetzt . . . Um  $\frac{1}{2}8$  Uhr war die öffentliche Vorzeigung des Reliquienschazes bei günstiger Witterung von der Vöhlinschen Kapelle aus, bei ungünstiger Witterung vom oberen Choraltare aus; wenn diese beendet war, fand die Procession mit den heiligen Hostien um die Kirche und den Fronhof statt; dieser folgte das Pontificalamt . . .

Um eine hinreichende Anzahl von Ministranten zu haben, durfte keiner derselben nach Hause gehen, sondern sie mußten in dem für sie bestimmten Schullocale neben dem Glockenthurme auf Strohsäcken, die man ihnen dort hergerichtet hatte, übernachten.

Außer den Gästen innerhalb des Convents gab es deren noch eine außerordentlich große Anzahl außerhalb im Gaststocke, die theilweise schon erwähnt wurden, nämlich die Abgeordneten von Augsburg, ein Domherr und ein Chorherr vom heiligen Kreuz, ein Minorit, der Prediger mit einem Begleiter; von München der Decan oder ein Canonicus zu Unserer Lieben Frau mit 3—5 anderen Priestern, von anderen hochachtbaren, manchmal fürstlichen Gästen mit ihrem Dienstpersonal nicht zu reden, die sich namentlich am Donnerstag durch eine große Anzahl von benachbarten Priestern vermehrten. Im Küchen-Erkerzimmer wurden weibliche Gäste bewirthet, die verwandtschaftshalber im Kloster zusprechen zu dürfen glaubten; unter dem Seminarstocke waren die Hofkutscher und ähnliches Personal.

Um für die Gastpferde den nöthigen Platz zu gewinnen, mußten die eigenen in den benachbarten Mayerhöfen untergebracht werden; jedoch auch dieses Auskunftsmittel war nicht ausreichend, obwohl für die Gäste von München vier besondere Miethfuhrwerke vom Kloster bestellt waren; man mußte alle irgend verwendbaren Plätze zur Unterbringung der Pferde und der Fuhrwerke benutzen . . .

Die Honorare, welche das Kloster an einzelne zu geben hatte, waren gleichfalls nicht unbeträchtlich. Der Prediger von Augsburg erhielt ein namhaftes Honorar vom Abte, jeder Franciscaner 2 Gulden vom Abte, und eben soviel vom Prior, die Hoftrompeter 20 Gulden vom Abt, ebenso viel vom P. Oeconomus und 4 Gulden 48 Kreuzer vom P. Prior. Ebenso machten alle übrigen, welche Dienste leisteten, die Gerichtsdienner in Anbetracht der Aufsicht und Ordnung, die Drescher für das Läuten, die Portner und Handwerker Anspruch auf noble Bezahlung. — Der Chronist bemerkt, man werde meinen, der Opfer-



stock werde so ergiebig gewesen sein, daß man leicht diesen Aufwand habe bestreiten können, oder daß der Kurfürst die Kosten der kurfürstlichen Kapelle dahier werde bestritten haben, versichert aber, daß seit den Zeiten des Abtes Maurus III. (1705—1745) in dieser Beziehung sich die Verhältnisse sehr geändert haben. Damals sei es nothwendig gewesen, die Opferstöcke an jedem dieser Tage zu entleeren, indessen dieselben später den Inhalt mehrerer Tage leicht haben fassen können. Vom kurfürstlichen Hofe erhielt das Kloster für diese Tage seit unfürdenklichen Zeiten einen Hirsch aus den kurfürstlichen Waldungen . . .“



*Klosterkirche Andechs  
Alter Opferstock*

Es sei dem Chronisten der Gegenwart, da ohnehin von den Dingen, welche den Leib zusammenhalten, die Rede ist, gestattet, zum leidigen Thema Geld seine Randbemerkungen zu machen:

Der Chronist der Barockzeit sowohl wie der aus dem 19. Jahrhundert vergaßen der Menschen Erwähnung zu tun, die in der Chronik nicht unter dem Stichwort „Gäste“, sondern als Wallfahrer schlechthin vermerkt sind. Sie zählten, der Chronist versichert es verschiedentlich mit Stolz, nach Tausenden. Und da in

Andechs wie anderswo in Bayern, das Wirtshaus nicht unfern der Kirche steht, dürfte so mancher Wallfahrer-Gulden die Klosterkasse über den Umweg des zurecht beliebten Andechser Dunklen bereichert haben. Denn für ein Wallfahrtskloster hatte das Wort des heiligen Benedikt zu allen Zeiten immer nur beschränkte Gültigkeit: „Abt und Gäste sollen eine besondere Küche haben, damit die Gäste, die zu unbestimmten Zeiten kommen und dem Kloster nie fehlen, die Brüder nicht stören.“ Oder: „Ganz besonders gewissenhafte Sorge jedoch widme man der Aufnahme von Armen und Pilgern; denn in ihnen wird Christus noch mehr aufgenommen; die gebieterische Erscheinung der Reichen erzwingt sich ja von selbst Ehrerbietung.“ Man kann also sicher sein, daß die Wallfahrer dem Kloster zurückließen, was des Klosters sein mußte.

Ein nahezu unbeschädigtes Netz von Chroniken überzieht die Geschichte von Andechs und sichert für Gläubige und Ungläubige die Tradition der Wallfahrt. Kein Jahrhundert nach Gründung des Klosters versäumt es, erneut die Geschichte des heiligen Berges zu schreiben.

Eine besondere Art von Chronik, die Wallfahrt von Andechs betreffend, bilden die sogenannten „Heiltumsbücher“.

In Form von Listen, die numeriert sind, zählen diese Bücher die Schätze des Klosters auf, die Reliquien und Reliquiare. Sie erscheinen, seit der Regierungszeit des Abtes David Aichler, illustriert und „nach Weise der wirklichen Heiltumsweisung“. Weiter steht zu lesen in diesem „Heiltumsbuch“ aus dem Jahre 1595: „Umb bessere Ordnung in erzelung so uil Hailthumbs zu halten, werden den Gefäß nach die Hailthumber in siben thail, Gäng oder Chor abgethailt.“ In nahezu dramaturgischer Gesetzmäßigkeit steigert sich der Ritus der „Heiltumsweisung“ von den Jungfrauen und Witwen über die Herren-Reliquien bis hin zum Höhepunkt der Monstranz mit den Drei Hostien. Die Reihe der „Heiltumsbücher“ endet mit der Ausgabe von 1781, in Augsburg erschienen, und den Vollstreckern der Säkularisierung ein brauchbarer Katalog. 288 Abbildungen zeigen den Schatz von Andechs. Nach dem Jahre 1803 zählte man noch 34.

Eine rare Andechser Besonderheit sind die sogenannten „Mirakelbücher“: kulturgeschichtliche Zeugnisse den einen, für andere Dokumente des Aberglaubens, Monumente der Frömmigkeit den dritten. Almut Amereller schreibt in ihrem Buch über „Votivbilder des Klosters Andechs“: „Der Eintrag in die Mirakelbücher wurde von den Gläubigen sehr ernst genommen, er war wichtiger Bestandteil der Wallfahrt und des Dankes an den Wallfahrtspatron. Dem, der ihn schuldhaft unterließ, drohten harte Strafen, und es sind Fälle überliefert, wo ein Säumiger mit dem alten Leiden so lange bestraft wurde, bis er den Eintrag an Ort und Stelle nachgeholt hatte. Deshalb sind die wiedergegebenen Verzeichnisse vermutlich vollständig.“

Die zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschende Geistesrichtung der sog. „Aufklärung“ hat zusammen mit der Säkularisation, aus einer Mischung von Intoleranz und Unwissenheit, den größten Teil dieser Wunderaufzeichnungen vernichtet. Ein Originalexemplar verwahrt das Archiv des bischöflichen Ordinariats in Augsburg, andere Mirakelbücher bilden den Schluß mancher Chronik oder eines „Heiltumsbuches“. Der schon erwähnten Chronik des Abtes David Aichler ist ein Sonderdruck beigelegt mit dem Titel: „Außzug der Wunderzaichen und Gnaden so der Allmechtig Gott auff dem Hailigen Berg Andechs an den rechtglaubigen durch das Hochwürdigst daselbst rastende Haylthumb etlich Jar her gewürcket unnd erzaiget hat“. Diese Chronik vermerkt auch, daß bei „gemeinen Wallfahrten“ die geschehenen Wunder den Anwesenden verkündet werden, und sie weiß weiter von einer großen Tradition dieser Mirakelbücher zu berichten. Tatsächlich vermelden Schriften aus den Jahren 1390 und 1391 (von der Ausstellung der Reliquien in München) Wunder, die das „Sakrament des heiligen Papstes Gregor“ gewirkt haben soll. So ist von einem Steinmetzmeister Christian aus Meran die Rede, „der einen Herbst und Winter dem Spital hie zu München gearbeitet hat“; er brachte sein krankes Kind in die Kirche, in der das Sakrament des heiligen Gregor ausgestellt war und opferte vier Pfund Wachs.

In einer Chronik des Jahres 1657 werden die Anliegen beschrieben, in denen hilfeschuchenden Wallfahrern geholfen wurde. Über gute zweihundert Jahre hat der Verfasser „Gnaden und Wunderwerke“ zusammengetragen und vermerkt nach säuberlicher Addition „Summa Summarum aller Wunderzeichen 23 050“. Da ist die Rede von 20 Erhöörungen in „villerley Krankheiten unnd Anligen an Vich“, 237 „Tauben und Gehörlose das Gehör erlangt“, so steht verzeichnet, man erfährt von „Erledigung auß Gefaengnissen und Moerder Haenden“ und von 3403 Fällen, wo „Pestilenz, Ungarisches Fieber und andere Krankheiten und Schäden gehailt und vertriben worden“.

Die zweite Schatzkammer enthält den Dank wohlhabender Wallfahrer für eine Gebetserhörung durch die Gottesmutter. Silberne Kröten gibt es da, köstliches Kunsthandwerk und kostbaren Kitsch, Nachbildungen von Gliedmaßen, Rosenkränze und Schmuck.

„Leuchtenden Dank“, gewissermaßen, verwahrt die dritte „Schatzkammer“ der Klosterkirche: an die 350 Wachskerzen, bunt und wertvoll und originell mitunter, drängen sich im Wachsgewölbe unter der Orgelempore. Der Dank an die Gnadenvermittler von Andechs reicht von der einfachen schnell verbrannten und preiswerten Kerze, wie die Pietà in der Seitenkapelle nahe dem Wachsgewölbe zu Tausenden sie gesehen hat, bis zur prunkvollen, zentnerschweren Barockkerze von der Größe einer Orgelpfeife. Der Brand des Jahres 1669 hat viel vernichtet von alter Pracht; aber das Erhaltene ist prächtig genug: da ist die Votivkerze der Gemeinde Hiltenfingen aus dem Jahre 1588, geschmückt mit dem Bild des heiligen Silvester, die älteste aller in Andechs aufbewahrten Kerzen. Nicht viel jünger und einen Namen tragend, der in den Annalen des Klosters immer wieder auftaucht, eine Kerze von 1594 mit der Inschrift auf einem Metallschild am Schaft: „Dise Körtzen ist Anno 1594 von Titl: Herrn Freyherrn von Vehlin gestiftet worden und muß solche vom Closter erhalten werden.“

Prunkvoll und kostbar, in der Heiligen Kapelle aufgestellt, hüten die Benediktiner die Kerze des Herzogs Maximilian von Bayern als Zeichen ehemaliger



fürstlicher Huld und bayerischer Frömmigkeit. — Man findet die Weihegaben aus Wachs des Erzhauses Österreich ebenso wie die von Papst Pius X. Menschliche Eitelkeit prunkt auf diesen Kerzen neben menschlicher Hilflosigkeit, der Glaube neben der Verzweiflung.

Votivbilder sind in Mode gekommen. Es ist lange her, möchte man meinen, daß sie eine fromme „Mode“ waren. Die Antiquitätenhändler sind überfordert: ein „ex voto“ gehört zur Hausbar wie zum Whisky das Eis. Eine rege Industrie machte sich also daran, Votivbilder samt dazugehörigen Wurmstichen anzufer-tigen. Man trägt wieder Frömmigkeit und sei's auch nur an der Wand. Als man in Andechs daranging, den schönsten der im Kloster verbliebenen Votiv-bildern an den Wänden der Treppe zur Heiligen Kapelle einen würdigen Platz zu geben, geschah Seltsames: mit Erstaunen stellte man fest, daß so manches schöne Stück fehlte. Das Frömmigkeitsbedürfnis unserer Zeit, so scheint es, geht merkwürdige Wege.

Das Frommsein, dieses „sich angeloben“ mit Bild und Datum und Anliegen, so lange, scheint es — bedenkt man's genau — noch gar nicht her zu sein. Natürlich: da gibt es keine Kühe mehr, die mit kümmerlich menschlichen Zügen der Muttergottes entgegenschauen . . . Auf einem Votivbild unserer Zeit, einer Tafel freilich, die ungleich schlichter ist und sachlicher und farbloser, verschäm-ter wohl auch — da steht zu lesen: „Dem Herrn sei Dank, daß mein lieber Mann, der aus politischen Gründen zum Tode verurteilt war, begnadigt wurde. Er leidet jetzt unter einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe in Landsberg am Lech. Ich bitte darum Fürbitte zu tun. Gott möge es lohnen.“ Die Tafel hängt im Gang zwischen dem Kloster und der Kirche. Zeit nach 1945. In jenem Gang an der Klosterpforte hängen die „Votiv-Tafeln“ unserer Zeit: Zettel und mit Druckbuchstaben beschriebene Täfelchen, flüchtig auf die Wand geworfene „Maria hilf!“.

In das Turmgebälk eingeritzte Namen, mit Datum, Herzen wohl auch, vom Pfeil durchbohrt. Flüchtig, gedankenlos, schamlos-verschämt. Kleinmütig. Die

Frömmigkeit dieser Zeit scheint sich zurückgezogen zu haben in die sachlichen Wände einer Neubauwohnung — wie die „Votiv-Bilder“ an die Hausbar des Bungalows.



*Andechser Gnadenbild*

## XII

### HEILIGER ST. FLORIAN

oder

Berge, Bier, Barock

*Nicht nur ein Nachwort*

Eine Nachlese aussortierter Gedanken, schon halb weggeworfener Einfälle. Aber man verwirft so ungern. Und schließlich: noch fehlt manches.

Berge, Bier, Barock — dieser bayerische Dreiklang ist veränderbar in der Reihenfolge der Wörter. Nicht veränderbar in seiner Substanz und nicht als Slogan für südbayerischen Fremdenverkehr. Andechs ist eine Inkarnation dieses dreifachen bayerischen B.

Der Barock, wenn auch in der spezifisch bayerischen Variante des Rokoko, ist nicht zu übersehen; das Bierbrauen gehört auf dem Heiligen Berg seit mehr als 500 Jahren zur Tradition; die Berge — zugegeben, die sind eine Frage des Wetters, aber man kann Glück haben.

Wenn man mit dem Auto kommt und gar an einem der Hauptfeiertage, dann darf man kein Ästhet sein, man sollte vielmehr guten Willen haben oder Andechs sowieso lieben. Doch dann ist ein guter Rat ohnedies überflüssig; denn Liebe ist keine Frage von Argumenten. Ich kenne einen Mann — einen sogenannten Intellektuellen, der aus seiner Liebe zu Andechs trotzdem kein Hehl macht — er geht nie auf den Berg, und das tut er sehr oft, ohne sich über die Touristenattraktion Andechs zu mokieren. Wir haben aber niemals darüber diskutiert, weshalb wir doch hinaufgehen. Über Selbstverständliches sich den Kopf zu zerbrechen, das mögen wir beide nicht.

Andechs, am Tag vor Christi Himmelfahrt. Die Straße, die von Erling kommend

an die Parkplätze unterhalb des Berges führt, ist verstopft, mit Autos und Menschen und Jahrmarkt. Die niederen Buden haben sich zu beiden Seiten des ansteigenden Weges aufgereiht. Vielerlei Ware liegt aus und wartet zumeist vergebens darauf, in die Aussteuer-Truhe einer ländlichen Pilgerin zu wandern. Die junge Dame wird sich in der Stadt mit allem Nötigen versorgen, wenn es soweit sein wird. Auch die einstmals so beliebten Bilder über den ehelichen Betten, einen Engel darstellend, der lichtumflutet Kinder über gefährliche Brücken führt oder vom Rande eines Abgrunds zurückhält, auch sie haben wenig Aussicht, gekauft zu werden. Eis und Süßigkeiten mögen zum Kauf verführen, heiße Würstchen bestimmt. Der Jahrmarkt ist Staffage, weder überflüssig noch unbedingt notwendig. Er ist eben da. Die Heimatzeitung wird es erfreut vermerken. Einheimische aber und Kenner der lokalen Gegebenheiten vermeiden einen Andechsbesuch an solchen Tagen.

*Putto vom  
heiligen Nepomuk*



Beschwingt und für Heilige beinahe unseriös heiter stehen sie den beiden Hochaltären der Andechser Klosterkirche zur Seite: der Schutzpatron aller „Beichtiger“, der heilige Nepomuk, und der heilige Florian. Daß St. Florian, der heilige Feuerwehrmann, in Andechs immer wieder notwendig war, bestätigt die Chronik beinahe in jedem Jahrhundert, daß er aber auch der Patron der Bier-



brauer ist, wird zumeist verschwiegen. Die Gründe dafür sind nicht ganz ersichtlich; denn im Gegensatz zu Wein darf dem Bier durchaus Wasser beige-  
mengt werden, ja es spielt sogar eine entscheidende Rolle. Dagegen hat auch die  
viel zitierte und geachtete Verordnung Bayerns, das sog. „Reinheitsgebot“, nichts  
einzuwenden. Jene Verordnung Herzog Wilhelms IV. von Bayern aus dem  
Jahre 1516, die unter anderem besagt, „das füran allenthalben in unsern Stetten  
und Märckten und auf dem Lande zu keinem Bier merer stuckh dann allain Ger-  
sten, hopffen und wasser genommen . . .“ werden dürfe.

Die Klosterbrauereien spielten, entgegen der landläufigen Annahme, in Bayern  
erst ab dem Jahre 1286 eine verbürgte Rolle. Damals verfügte Herzog Ludwig  
der Strenge, daß das Heiligeistpital in München alljährlich dreißig Scheffel  
Gerste und Hafer verbrauen dürfe. Dank guter Beziehungen zum Herrscher-  
haus durften die Klöster bald über den Hausgebrauch hinaus auch Bier für  
den Verkauf brauen. Außerdem genossen sie besondere Privilegien steuerlicher  
Art. Für das Kloster Andechs ist das Bierbrauen schon seit dem Gründungsjahr  
1455 nachgewiesen.

Ich bin nicht dahintergekommen, was schuld daran sein mag, daß bei Touristen  
und sonstigen Liebhabern des Andechser Bieres, die Vorstellung nicht weichen  
mag: Mönche, angetan mit dem schwarzen Habit der Söhne des heiligen Bene-  
dikt, stünden unter geheimnisvoller Beleuchtung in tiefen Gewölben alter Keller  
und mischten nach uraltem Rezept das köstliche dunkle Gebräu. Kein Fremder  
hat je die geheiligten Räume betreten, kein Uneingeweihter wird vom stillen  
Teich mit dem köstlichen Wasser aus dem tiefen Forst erfahren.

Der Mann mit der schwer zu schreibenden Berufsbezeichnung eines „Diplom-  
brauereingenieurs“ ist nicht sehr entzückt, wenn man sich nach der Stichehaltig-  
keit solch liebgewordener Vorstellungen erkundigt. Mit Schlagworten heutiger  
Brauereitechnik rückt er der Legende zu Leibe: modernes Sudwerk, kupfernes  
Kühlschiff, Gärkeller mit Stahlbottichen, Lagerkeller mit Aluminiumtanks. Das  
letzte Lagerfaß aus Holz wurde im Jahre 1965 außer Dienst gestellt. Man ver-

fügt über ein eigenes Labor, das sich genau über dem vielbesuchten Bräustüberl befindet, und ist stolz auf die eigene „Hefereinzucht“. Sie ist für die Herstellung eines guten Bieres genauso wichtig wie guter Hopfen und Malz, wozu die Andechser Landwirtschaft die Gerste liefert. Helles Vollbier, Spezialbier hell, Export dunkel, Bock hell und dunkel — das sind die Andechser Biersorten. Wer den dunkeln Bock einmal verkostet hat, den wird es nicht mehr verwundern, daß er Favorit aller Biere auf dem Berg ist, auch im Zeitalter der Promille- und Automobil-Hysterie. 14 Prozent Anteil an der Gesamtproduktion hat der Andechser Bock, das ist etwa soviel wie der Berg Eigenverbrauch hat, was jedoch nicht besagen soll, daß auf dem Klosterberg innerhalb und außerhalb der Klausur nur dunkler Bock genossen wird.

Und weil einen die Legende oben auf Andechs doch nicht ganz ausläßt, macht auch ein der Hygiene und der modernen Brauchemie verfallener Brauereingenieur, wenn auch zögernd, einige Zugeständnisse an die Vorstellungen des Besuchers von einer Klosterbrauerei: noch werden die alten Keller benutzt, das Sudverfahren ist strenges Betriebsgeheimnis, ebenso wie der jährliche Ausstoß (aber das hat wohl andere Gründe). Auch vom Wasser mag er jetzt erzählen, das eigentlich viel zu hart sei, aber gerade dem dunklen Bock offensichtlich wohl bekäme.

Schließlich fragt man sich, ob man nun dem Geheimnis des Andechser Bieres auf die Spur gekommen ist. Eigentlich nein, und vielleicht ist es gut so. Und man beschließt fortan nicht mehr zu fragen, solange das Bier so gut ist.

Das diskrete Verschweigen des Nebenpatronats von St. Florian läßt den Kenner Andechser Verhältnisse mit Recht darauf schließen, daß man auf dem heiligen Berg die Attraktion Bier nicht auch noch „ex officio“ ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen gedenkt. Es steht ohnehin dort, was die Zahl an Besuchern von Bräustüberl und Gasthof zur Genüge beweist. Aber man mag sich auf Andechs mit der Geschichte von den neunundneunzig Gerechten trösten und über einen Touristen freuen, der schließlich als Wallfahrer wiederkommt — irgendwann.

Es kann einem passieren, die Versuchung ist groß, daß man vor lauter Kerzen und Wallfahrern, vor lauter Bier und Barock, das Kloster nicht zu entdecken vermag, das vielleicht größte Wunder dieses an Wundern und Wunderlichkeiten wahrhaftig nicht armen Berges. 500 Jahre — das ist nicht viel, eine kurze Zeit sogar, gemessen an den Jahrhunderten der großen abendländischen Benediktinerklöster. Auch scheint das Wunder dieses „jungen“ Klosters vordergründiger zu sein. Es kann schön sein, mit so viel Geschichte leben zu dürfen, doch kann es auch mühsam werden und teuer zu stehen kommen, unter Wessobrunner Stuck sein Mittagessen einzunehmen oder Brevier zu beten. Man muß so vieles am Leben erhalten und auch darauf achten, selbst am Leben zu bleiben.

Es werden immer weniger Wallfahrer, die wiederkommen; und doch: solange sie nur kommen; mit der Bahn und mit dem Omnibus, mit dem Auto und zu Fuß sogar, erhobenen Herzens, müde, mit hängenden Köpfen wie die Blumen an ihren Kreuzen, die noch frisch waren am Morgen. Man läutet ihnen die Glocken entgegen, man spielt die Orgel und empfängt sie wie liebgewordene Gäste.

Noch kommen sie, die Großväter und Söhne und die Enkel. Werden auch die Urenkel noch als Wallfahrer kommen? Vielleicht. Man sollte achtgeben, daß es der Wallfahrt nicht ergehe wie der Tracht in Bayern: daß man sie für die Fremden anzieht und aufhebt für den Sonntag.

Gedanken dieser Art bewegen einen droben in Andechs. Ist hier die Geschichte stärker als die Gegenwart? Wie wird es weitergehen? Der Hüter des heiligen Berges, P. Coelestin Stöcker, Prior auf Andechs äußert sich dazu:

„Die Beweggründe mögen sehr verschieden sein, mit denen in unseren Tagen Pilger, Besucher und Touristen nach Andechs ziehen. Dennoch suchen sie alle miteinander eine Atmosphäre, die Natur und Kunst und Religion gemeinsam in einer selten idealen Weise hier zu schenken imstande sind. Selbst der Ausflügler, der mehr dem leiblichen Wohl seine Aufmerksamkeit schenkt in Form des berühmten Andechser Bieres, er wirft wenigstens einen Blick in die Kirche







oder er steigt auf den Turm, der schließlich in größere Höhen des oft tiefblauen Himmels weist, und nimmt diesen Eindruck mit nach Hause.

Was das heutige Andechs jedoch auszeichnet neben gar nicht vielen anderen Wallfahrtsorten, das scheint mir die Tatsache zu sein, daß regelmäßig Jahr für Jahr die alten angestammten Wallfahrer genauso treu heraufziehen zum heiligen Berg, betend und voller Frömmigkeit wie ehemals vor 200 oder 300 oder 500 Jahren. Um ein Beispiel unter vielen herauszugreifen sei an den Augsburger Wallfahrerverein erinnert mit seinen 26 000 Mitgliedern.

Und diese Wallfahrtsgemeinden mit ihren Fahnen, mit ihrem Wallfahrerschritt, mit ihren Gebeten und Liedern, sind noch immer bereit, trotz Omnibus und Eisenbahn wenigstens von Herrsching aus, den alten Wallfahrtsweg durch das so besinnlich stimmende Kiental heraufzuziehen, um ihr „Wegopfer“ der Gnadenmutter von Andechs mitzubringen. Andere freilich — und das ist immer noch ein beachtlicher Teil — sie ziehen zu Fuß von ihrem Heimatort wie ihre Väter nach Andechs; voll bewußt der Last des Weges, der Gefahren, die freilich andere sind als vor zweihundert Jahren, sich nicht bekümmern um gutes oder schlechtes Wetter. Ja es gibt Wallfahrer, wenige sind es allerdings und kleine Gruppen, die mehrere Tage unterwegs sind, denen diese Mühsal eine Selbstverständlichkeit geblieben ist.

In der Kerzenkammer aber scheinen die neurestaurierten Kerzen schon zu warten auf ihre Gemeinden: Zeugnisse frommer Gesinnung, da man sich auf Andechs verlobte als Dorf und als Gemeinde, als Zunft und als fürstliches Haus oder als einzelner, der in seiner Not gekommen war und Hilfe gefunden hatte, freilich oft mehr für die Seele Trost als Heil für seinen Leib. Noch reißt der Strom der Opferkerzen nicht ab, die aufgesteckt werden und abgebrannt in der Kapelle der schmerzhaften Muttergottes. Jene großen Kerzen freilich sind heute meist nur mehr einem Gedächtnis gewidmet, einem Jubiläum, einem Jahrtag; selten nur brennt ein Gelübde hinter dem Schein sich verzehrender Kerzen.

Daß die Benediktiner von Andechs und von St. Bonifaz in München allerdings

auch daran denken, den alten Wallfahrtsgedanken eine der Zeit gemäße Richtung zu geben, das sollte nicht verwundern. Dabei soll die altehrwürdige Frömmigkeitshaltung und vor allem das Brauchtum in neue Formen gegossen werden, ohne die Substanz dieser Frömmigkeit anzutasten. Denn es gibt kein besseres Sinnbild für des Menschen Weg zu Gott als Plag und Mühsal und Freud und Leid einer Wallfahrt.

Ideen und Pläne mancher Art bieten sich an, die freilich mehr als Wünsche in Erscheinung treten, als daß sie für die nächste Zukunft verwirklicht werden könnten. Da sollte zum Beispiel dringend ein Pilgerheim geschaffen werden, um Pilger und Besucher einladen zu können, um vertiefen zu können, was Gottesdienst und Kirche, was Wallfahrt und das Erlebnis Andechs ihnen vermittelt. Gespräch und Ruhe zu geben, Besinnung und Geselligkeit, eine Gemeinschaft der Wallfahrer neben der des Klosters.

Aber noch weiter müßten die Pläne eines Wallfahrtsortes unserer Zeit gehen. Und sie drängen auf Verwirklichung. An diesem von Natur und Kunst so gesegneten Ort wäre ein Haus der Begegnung — oder wie immer man es auch nennen mag — eine wichtige Aufgabe. Die Kirche sucht seit den großen Anregungen des Konzils das Gespräch mit der Welt auf allen Ebenen des modernen Lebens. So wäre ein Haus, das dieser Idee dienen könnte — mit Kapelle, Vortragssälen, Räumen für Teamwork und Gruppenarbeit, Aufenthaltsräumen — eine wünschenswerte Lösung. Ein Haus sollte dies sein, das nach benediktinischer Art allen offensteht, die mit Ernst und Freude, den tieferen Gedanken des Menschseins nachgehen, die aber vielleicht auch in ganz spezifischer Form einen Tag der Besinnung suchen, der einen religiösen Tenor haben mag, der aber darüber hinaus ebenso von den Gedanken an das Alltägliche geprägt ist. Beides gehört ja zusammen: das Religiöse im Menschen und die daraus entspringende actio durch den Menschen. Nicolaus Cusanus, der große Denker der Einheit, hatte einstmals Tegernseer Mönche nach Andechs geführt, und es wäre ganz in seinem Geist, wenn sich in Andechs eine Heimstätte anbieten würde für

geistig Schaffende, für Jugendverbände, für Werktätige verschiedener Herkunft und Anschauung, um nur einige zu nennen. Es darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden, daß das heutige Andechs und sein Fürstensaal schon seit langem Tagungsstätte der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist und eine entsprechende Atmosphäre aufweist, die durch all die Jahre hindurch sich nur noch ausprägte in dem Bestreben nach Verständigung und Begegnung.



Noch bleibt hinzuweisen auf eine andere Seite, die seit eh und je in Andechs gepflegt wurde: Kunst und Musik. Es gibt wenige geistliche Schatzkammern — trotz der traurigen Zeit der Klostersaufhebung und der Zerstörung unersetzlicher Kunstwerte auf dem heiligen Berg — die qualitativ so einmalig, so hervorragend beurkundet sind und deren „Rest“ auch heute noch so beachtlich ist. Die große Jubiläumsausstellung Andechser Kunst und Heiligtümer in München hat es Tausenden von Besuchern vor Augen geführt.

Lebendiges Andechs zeigt sich in der Musikpflege. Alte Andechser Musik wurde



ausgegraben, Barockes transponiert in unsere Zeit. Musik aus der Zeit des Wolfgang Amadeus Mozart. Zeugnisse dafür, in welcher Weise Andechser Patres vor rundem zwei Jahrhunderten ihren Kulturauftrag als Benediktiner auch auf dieser Ebene für ihre Heimat und deren Menschen verstanden wissen wollten.

Diesem Geist von Kunst und Musik und Religion verpflichtet, versucht das alte bayerische Andechs ein wenig jener Einheit zu dienen, die den Menschenherzen von Natur aus eignet.“

Die Höhe des Andechser Turmes wird mit sechzig Metern angegeben. Türme sind bei Leuten, die sie bestiegen haben, beliebt ob ihres Gebälks; Namen und mancherlei Symbole lassen sich zur Erinnerung einschnitzen, die meist darauf hindeuten, daß die Fahrt nach Andechs und der Aufstieg zum Turm nicht allein unternommen wurden. Und besonders sind Türme wegen ihrer Aussicht beliebt. Bücherschreibern allerdings wird oben sehr rasch und umfassend klar, daß alles, was man zu beschreiben sich vorgenommen hatte, viel größer und schöner, viel reicher und weiter ist, als man es sich darzustellen getraute.

Als ich vor Abschluß dieses letzten Kapitels noch einmal in Andechs war, fiel mir bei der Schau vom Turm jener Mann ein, der sich auf einzigartige Weise in diese Landschaft eingepaßt hat. Seinen Arbeitsbereich, zwischen dem Starnberger See und dem Klosterberg gelegen, haben die Mönche und ihre Helfer zu Beginn dieses Jahrhunderts urbar gemacht; etwa hundert Tagwerk umfaßt das Moorgebiet um den Ess-See, das nach alter Benediktinertradition entwässert wurde. Dort hat sich ein Max-Planck-Institut angesiedelt, und der schon beinahe legendäre Leiter der Forschungsstätte heißt Professor Konrad Lorenz. „Erforschung angeborener Verhaltensweisen bei Tieren“ ist seine Aufgabe, bevorzugte Versuchstiere sind Enten und Gänse. Gute zehn Jahre ist der Vater der „vergleichenden Verhaltensforschung“ mit seinen Arbeitsgästen, Studenten und Doktoranden, hier tätig. Und wenn man Glück hat, kann man den Professor im Ess-See schwimmen sehen, seine „Zöglinge“ hinter sich herlockend, junge Wildgänse zum Beispiel. Im Dorf Erling hat sich eine zweite Kolonie



*Kloster Wessobrunn — Stuck-Motive*

des Instituts in einem weiten Park angesiedelt, nahe der Straße. „Erforschung der Tagesperiodik von Tieren“, so lautet hier die Aufgabe. Diese Landschaft voll Kultur scheint Anziehungskraft für die Wissenschaftler der Gegenwart zu haben.

Drüben im Südwesten, am Kreuzungspunkt zweier Römerstraßen: Raisting. Die Kirche ein schöner Barockbau, die Innenausstattung spätes Rokoko in „beginnender Ernüchterung“. Eine bayerische Ursiedlung. Die Bauern waren erst gegen das Neue, schließlich gaben sie nach, und die Bundespost baute die „Erdekunststelle Raisting“. In scheinbarer Ruhe liegt der große weiße Ball über der Landschaft. Doch alles dreht sich im Innern, dreht sich nach einem geheimnisvollen Gesetz und im Rhythmus künstlicher Sterne, die lyrische Namen tragen: „Ferner Stern“ und „Früher Vogel“ — telstar, early bird. Bis zu 40 000 Kilometer sind sie von der Erde entfernt, von weitem sie begleitend.

Dr. Martin Luther King, den man ermordet hat, er war der erste, dessen Stimme die künstlichen Sterne nach Raisting hinunter vermittelten. Seine Worte sprachen

von gutem Willen und von der Liebe, vom Frieden. Worte, ähnlich jenen anderen, frühen, die vor 1200 Jahren gesprochen und aufgeschrieben wurden nahe Raisting, drüben in Wessobrunn:

“ . . . Du Allmächtiger,  
Du schufest Himmel und Erde  
und den Menschen gabst Du  
so manch Gutes.  
Gib mir in Deiner Gnade  
rechten Glauben und guten Willen,  
Vernunft und Klugheit, und Kraft  
den Teufeln zu widerstehen,  
Arges zu meiden und Deinen Willen zu wirken.“

(Aus dem „Wessobrunner Gebet“)

# ZEITTADEL

## ANDECHSER GESCHICHTE

## BAYERISCHE, DEUTSCHE, EUROPÄISCHE GESCHICHTE

Im Kloster Wörth an der Amper stirbt, als Heiliger verehrt, Graf Rasso. Die von ihm gesammelten Reliquien und Schätze werden vor den Ungarn auf den befestigten Berg Andechs in Sicherheit gebracht.

954

Regierungszeit Ottos I., des Großen. Die Ungarn überfallen Bayern und Franken. 955 Schlacht auf dem Lechfeld: Otto I. und Bischof Ulrich von Augsburg, ein Freund Rassos, besiegen die Ungarn.

Der Name Andechs taucht in Form von „Andehse“ zum ersten Mal in Urkunden auf.

um 1080

Rudolf von Schwaben wird in der Schlacht an der Elster tödlich verwundet. Friedrich von Hohenstaufen erhält das Herzogtum Schwaben.

In diesem Jahr findet die erste nachweisbare Wallfahrt nach Andechs statt. Berthold II. weist seine Untertanen an, zu den Reliquien in der Andechser Burgkapelle zu pilgern.

1128

Die Zeit der Kreuzzüge. Regierungszeit Lothars von Sachsen. Die Stadt Nürnberg kommt zu Bayern.

Die Grafen von Diessen lassen ihre gleichnamige Burg schleifen, vermachen ihren Stammsitz dem heiligen Stuhl und nennen sich nach ihrem neuen Sitz Grafen von Andechs.

1132/33

Lothar von Sachsen wird in Rom von Papst Innozenz II. zum Kaiser gekrönt (1133).



Um diese Zeit wird Hedwig als Tochter Bertholds IV. und der Agnes von Groitzsch auf Andechs geboren.	um 1174	Im Reich regieren die Staufer. Friedrich I., Barbarossa, ist dem Hause Andechs freundschaftlich verbunden.
Die Andechser haben die Vogtei über das Bistum Brixen mit Sitz auf Schloß Ambras in Tirol. Sie gründen in dieser Zeit die Stadt Innsbruck. Sie werden Herzöge von Meranien und damit Reichsfürsten.	um 1180	Der Welfe Heinrich der Löwe verweigert dem Kaiser die Heeresfolge, wird geächtet und seiner Lehen verlustig erklärt. Geht auf drei Jahre in die Verbannung nach England. Das Herzogtum Heinrichs des Löwen wird aufgeteilt. Otto von Wittelsbach erhält Bayern zugesprochen.
Hedwig wird im Alter von zwölf Jahren dem späteren Herzog Heinrich I. von Schlesien, aus dem Geschlecht der Piasten, verheiratet. Die Hochzeit wird auf der Burg Andechs gefeiert.	um 1186	Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist auf dem Höhepunkt von Macht und Ansehen. Kaiser Friedrich zieht zum sechsten Mal, und dieses Mal in friedlicher Absicht, nach Italien. Er vermählt seinen schon zum deutschen König gewählten Sohn Heinrich mit Konstanze, der Erbin des Normannenreiches.
Berthold IV. tritt das Andechser Erbe an und führt während seiner Regierungszeit sein Geschlecht auf die Höhe von Macht und Ansehen.	1188	Sultan Saladin von Ägypten hat Akkon und Jerusalem erobert. Die christlichen Fürsten Europas rufen auf zum dritten Kreuzzug in das Heilige Land.
Berthold IV. bricht von Regensburg aus mit dem Kaiser auf zum Kreuz-	1189	Richard Löwenherz wird König von England und schließt sich zusam-

zug. Übernimmt auf Wunsch Barbarossas als Bannerträger einen der vier Haufen des Heeres.

men mit König Philipp II. August von Frankreich dem Kreuzzug an.

---

Berthold IV. ist dabei, als Friedrich I. im Fluß Saleph ertrinkt.

1190

Heinrich VI. wird deutscher Kaiser. Blütezeit des höfischen Minnegeangs.

---

Durch päpstliches Interdikt wird Philipp II. von Frankreich gezwungen, sich von seiner Frau, der Andechser Grafentochter Agnes, zu trennen. Agnes stirbt, vom Volk geliebt und verehrt, ein Jahr später.

1200/01

Um diese Zeit (1201) wird die Schwester der verstoßenen französischen Königin, Hedwig, Herzogin von Schlesien.

---

Berthold IV. stirbt. Dichter und Sänger der Zeit singen dem großen Andechser ihre Totenlieder.

1204

Die Stadt Venedig stellt sich an die Spitze des vierten Kreuzzuges. Konstantinopel wird erobert, geplündert und zerstört.

---

Otto von Wittelsbach ermordet König Philipp von Schwaben. Mitglieder des Hauses Andechs geraten in den Verdacht der Mittäterschaft.

1208

Das Geschlecht der Andechser hört auf, teilzuhaben an deutscher und europäischer Geschichte.

---

Papst Gregor IX. spricht Elisabeth von Thüringen, eine Enkelin Bertholds IV. von Andechs, heilig. Die Gebeine der Heiligen werden in Gegenwart Kaiser Friedrichs II. erhoben.

1235/36

Der Bamberger Dom geht seiner Vollendung entgegen. Die deutschen Landesfürsten erhalten das Recht, Zölle zu erheben.

Otto II., der letzte Herzog von Meranien und Graf von Andechs, stirbt. Die Burg auf Andechs wird um diese Zeit zerstört.	1248	Baubeginn des Kölner Domes und der Alhambra von Granada. Unter König Ludwig IX. von Frankreich beginnt der sechste Kreuzzug.
Hedwig, Herzogin von Schlesien, wird von Papst Clemens IV. heiliggesprochen.	1267	In Bayern entstehen die sogenannten „Carmina Burana“, eine Sammlung mittellateinischer und deutscher Vagantenlieder.
Eine vom bayerischen Herzog beauftragte Kommission findet Teile des „Schatzes von Andechs“ in der ehemaligen Burgkapelle.	1388	Der süddeutsche Städtekrieg geht zu Ende. König Wenzel verkündet den Landfrieden von Eger, die Städte behalten ihre Reichsfreiheit. Die Herzöge von Österreich müssen auf eine Unterwerfung der Schweiz verzichten.
Die nach München gebrachten Schätze und Reliquien von Andechs sind Anlaß für ein „Jubeljahr“. Tausende pilgern zur herzoglichen Residenz.	1391/92	Humanismus und Renaissance verbreiten sich von Florenz ausgehend über Italien.
Der Berg Andechs und eine entstehende Wallfahrt werden den Chorherren von Diessen unterstellt.	1416	In Portugal sendet Heinrich der Seefahrer Expeditionen aus. Das Konzil von Konstanz beendet das große Schisma.
Um diese Zeit wird die von Herzog Ernst erbaute gotische Hallenkirche auf Andechs fertig. Der Schatz von Andechs wird auf den heiligen Berg zurückgebracht.	1427	Der Münchener Bürger Hans Schiltberger beschreibt seine Reiseabenteuer als türkischer Gefangener.

Auf Andechs wird ein Stift weltlicher Chorherren errichtet.	1438	Das Haus Habsburg tritt mit Albrecht II. seine Jahrhunderte währende Herrschaft an. Der Dogenpalast in Venedig wird vollendet.
Auf Vorschlag des Nikolaus Cusanus gründet Herzog Albrecht III. von Bayern das Benediktinerkloster Andechs. Sieben Mönche aus Tegernsee bilden den Konvent.	1455	Sultan Mohamed erobert Konstantinopel und zerstört vollends das oströmische Reich.
Der Benediktinerkonvent von Andechs bekommt seinen ersten Abt, den Tegernseer Eberhard Stöckl.	1458	Enea Silvio Piccolomini, Ratgeber des regierenden und letzten gekrönten deutschen Kaisers, wird Papst; einer der bedeutendsten Humanisten seiner Jahrhunderte.
Mit Johann von Schrattenbach wählt sich der Konvent von Andechs den ersten Abt aus seinen Reihen.	1492	Columbus entdeckt Amerika. Die Araber verlieren Granada. In Florenz stirbt Lorenzo de Medici.
David Aichler, aus Ottobeuren kommend, wird Abt; einer der bedeutendsten Prälaten des Klosters Andechs.	1588	Sir Francis Drake versenkt die 160 Schiffe der spanischen „Armada“.
Durch Blitzschlag wird nahezu das gesamte Kloster Andechs und die Kirche zerstört.	1669	Grimmelshausen schreibt mit seinem Roman aus dem 30jährigen Krieg, „Der abenteuerliche Simplicissimus“, die wichtigste Dichtung der Barockzeit.



Der Wiederaufbau von Kirche und Kloster gilt mit diesem Jahr als abgeschlossen.	1676	In England wird der Schutz der sonntäglichen Ruhe Gesetz. In Paris gründet man die Innung der Speise-Eis-Fabrikanten.
300jähriges Gründungsjubiläum auf Andechs: die Kirche und Teile des Klosters werden umgestaltet.	1755	Marie Antoinette wird als Tochter Maria Theresias geboren. G. E. Lessing schreibt „Miss Sara Sampson“, die erste deutsche bürgerliche Tragödie.
Unter Abt Meinrad Moosmüller entsteht die berühmte Andechser Klosterapotheke.	1765	Maria Theresias Sohn wird als Joseph II. deutscher Kaiser und Mitregent seiner Mutter über die österreichischen Lande.
Das Kloster Andechs wird ein Opfer der Säkularisation. Die Chronik gibt die Berichte von Augenzeugen wieder. Die Abtei Andechs hört auf zu bestehen.	1803	Reichsdeputationshauptschluß in Regensburg. Herder und Klopstock sterben. Schiller vollendet „Die Braut von Messina“, Beethoven seine zweite Symphonie.
König Ludwig I. von Bayern kauft das ehemalige Klostergut Andechs.	1846	Die Nähmaschine wird erfunden. Adolf Kolping gründet den ersten katholischen Gesellenverein.
König Ludwig unterstellt Andechs als Priorat der von ihm gegründeten Benediktinerabtei St. Bonifaz in München.	1850	Richard Wagner vollendet den „Lohengrin“. Der Kunsthistoriker Georg Dehio wird geboren. Preußen erhält eine Verfassung.

## LITERATUR

AMERELLER, Almut, Votivbilder — Volkskunst als Dokument menschlicher Hilfsbedürftigkeit dargestellt am Beispiel der Votivbilder des Klosters Andechs · Heinz Moos Verlag, München, 1965

BAUERREISS, P. Romuald, Der „gregorianische“ Schmerzensmann und das „Sacramentum S. Gregorii“ in Andechs; in *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige*, Band 44. München, 1926

BAUERREISS, P. Romuald, Andechs und die heilige Elisabeth von Thüringen; in *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige*, Band 46, München, 1928

BAUERREISS, P. Romuald u. SCHNELL, HUGO, Der heilige Berg Andechs; Kunstführer, große Ausgabe · Verlag Schnell und Steiner, München, 1955

Die Regel des heiligen Benedikt · Beuroner Kunstverlag, Beuron, 1959

BOSL, Karl, Europäischer Adel im 12./13. Jahrhundert — Die internationalen Verflechtungen des bayerischen Hochadelsgeschlechtes der Andechs-Meranier; Sonderdruck aus *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte*, Band 30, Heft 1. München, 1967

BRACKMANN, Albert, Die Entstehung der Andechser Wallfahrt; in *Abhandlungen*

*der preußischen Akademie der Wissenschaften*, Jahrgang 1929 · Berlin, 1929

FRIEDEL, Egon, Kulturgeschichte der Neuzeit · C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1965

HAHN, Karl, 400 Jahre Augsburger Wallfahrt nach Andechs · Herausgegeben vom Augsburger Wallfahrerverein. Augsburg, 1926

KRAFT, Benedikt, Andechser Studien · Verlag des Historischen Vereins von Oberbayern, München, 1937

KRANZ, Gisbert, Politische Heilige, Band 2 · Verlag Winfried-Werk, Augsburg, 1959

KRANZ, Gisbert, Elisabeth von Thüringen · Verlag Winfried-Werk, Augsburg, 1965

LAMPL zum Streng, Sixtus, Andechs und die Musik; Sonderheft der Zeitschrift *Der Zwiebelturm*: „Der heilige Berg Andechs“ · Verlag J. Habbel, Regensburg, 1967

LANG, Hugo, Der heilige Berg Andechs, Sonderdruck der Zeitschrift *Bayerland* · Bayerland-Verlag, München o. J.

Nibelungenlied, herausgegeben von Karl Bartsch · Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1886

OEFELE, E., Geschichte der Grafen von Andechs · Verlag Wagner, Innsbruck, 1877

REICHEL, Heinz, Aufstieg und Niedergang der Andechser im Zeitalter der Hohenstaufen; Sonderheft *Der Zwiebelturm*: „Der heilige Berg Andechs“ · Verlag J. Habel, Regensburg, 1967

SCHINDLER, Herbert, Große Bayerische Kunstgeschichte · Süddeutscher Verlag, München, 1963

SCHINDLER, Herbert, Barockreisen in Schwaben und Altbayern · Prestel-Verlag, München, 1964

SATTLER, P. Magnus, Chronik von Andechs · Selbstverlag, Donauwörth, 1877

SCHLEGLMANN, Alfons Maria, Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern · Verlag J. Habel, Regensburg, 1906

SCHNABEL, Rainer, Pharmazie in Wissenschaft und Praxis, dargestellt an der Geschichte der Klosterapotheken Altbayerns · Heinz Moos Verlag, München, 1965

SPINDLER, Max, Handbuch der bayerischen Geschichte, Band I · C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1967

THOMA, Ludwig, Der heilige Hies, Bauerngeschichten · Deutscher Taschenbuch-Verlag, München, 1964

TURMAIR, Johannes, Aventin, Bayerische Chronik; herausgegeben von Math. von Lexer · Verlag Christian Kaiser, München, 1886

TYROLLER, Franz, Die ältere Genealogie der Andechser; Beilage zum Jahresbericht des Wittelsbacher Gymnasiums. München, 1951/52

WÜNNENBERG, Rolf, Andechser Votivkerzen — Die Kunst des Einfachen auf Wachs · Multi-Druck Verlag für gedruckte Besonderheiten, Josef Hanneschläger, Augsburg, 1966

#### ZEITSCHRIFTEN UND KATALOGE:

MERIAN — Bayerische Seen · Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1961

Katalog zur Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum „Der Schatz vom heiligen Berg Andechs“, Andechs, 1967

Katalog zur Ausstellung „St. Hedwig“ · Eichendorff-Gilde, Augsburg 1967

BAVARIA BENEDICTINA, Sonderausgabe der Zeitschrift „Bayerland“. Bayerland-Verlag, München o. J.

# VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

	Seite
Abb. 1 Der heilige Rasso — Altarbild in der Klosterkirche Andechs	24
Abb. 2 Andechs — Bayerns Heiliger Berg	24
Abb. 3 Elisabeth von Thüringen mit ihrem Gemahl Ludwig. Sog. Hessische Regentschaftsmünze aus dem Jahre 1227; einzige bildliche Darstellung der heiligen Elisabeth aus ihrer Lebenszeit	25
Abb. 4 St. Hedwig, Patronin Schlesiens; aus der Schlackenwerther Hedwigslegende (Schlackenwerther Codex)	40
Abb. 5 Andechser „Heilthumsbrief“ mit den Heiltümern auf dem Heiligen Berg (Kupferstich aus der Zeit 1572—1579)	40
Abb. 6 Stifterfiguren im Tympanon der Gnadenpforte (Marienpforte) des Bamberger Domes	41
Abb. 7 Eingang zur Andechser Schatzkammer	48
Abb. 8 Drei-Hostien-Monstranz (um 1435)	49
Abb. 9 Spottzepter Christi (Ende 15. Jahrhundert)	49
Abb. 10 Brustkreuz der heiligen Elisabeth mit den vier Evangelistensymbolen	64
Abb. 11 Abt Maurus Friesenegger (1640—1655), der Andechser Chronist des Dreißigjährigen Krieges	65
Abb. 12 Andechser Wallfahrtskirche — Blick zum Hochaltar	80
Abb. 13 Abtwappen über dem Eingang zur ehemaligen Apotheke	81
Abb. 14 St. Nepomuk von Franz X. Schmädcl in der Klosterkirche Andechs	96
Abb. 15 Himmelfahrt Christi — „Himmel von Andechs“; Deckenfresko in der Klosterkirche Andechs	97
Abb. 16 Wallfahrtskirche Andechs — der von Barock und Gotik geprägte Raum	112
Abb. 17 Abt Eberhard Stöckl (Stöckhlin) aus Tegernsee (1458—1462)	113
Abb. 18 Abt David Aichler (Aicheler) aus Ottobeuren (1588—1596)	113
Abb. 19 Kurfürstlich-Bayerisches Wappen im Kloster Andechs	128



Abb. 20	Abt Bernhard Schütz (Schyz), der Erbauer der barocken Wallfahrtskirche (1746—1759)	129
Abb. 21	Bonifacius Haneberg, Abt von St. Bonifaz — Andechs (1855) und Bischof von Speyer (1872)	129
Abb. 22	Andechser Gnadenbild — Madonna im unteren Altar	144
Abb. 23	Stuckdecke im Kloster Andechs	145
Abb. 24	Votivtafel aus dem 17. Jahrhundert	160
Abb. 25	Wallfahrer auf dem Heiligen Berg	161
Abb. 26	Votivkerzen in der Wallfahrtskirche Andechs	176
Abb. 27	St. Florian von Franz X. Schmädel in der Wallfahrtskirche Andechs	177
Abb. 28	Blick von Andechs über den Ammersee	192
Abb. 29	Der weiße Ball der „Erdefunkstelle Raisting“	193

#### BILDNACHWEIS

Archiv Kloster Andechs: Abb. 1, 11, 17, 18, 20, 21.

Fotokreis „Gruppe 66“ (Walter Krenn, Hans Radl sen., J. Baumgartner, Gustl Huber, Siegf. Engelbrecht, Franz Landbrecht), Herrsching: Abb. 2, 8, 9, 12, 13, 14, 15, 19, 23, 26, 27, 28 und Karte des Ammersee-Gebietes.

Staatl. Kunstsammlungen Kassel: Abb. 3

Kunstverlag Beuron: Abb. 4.

Bayer. Hauptstaatsarchiv München: Abb. 5

Alfons Steber, Bamberg: Abb. 6

Photo Löbl, Bad Tölz: Abb. 7

Oscar Poss, Eisenärzt: Abb. 10, 16, 22

Heinz Moos Verlag, Gräfelfing: Abb. 24

Richard Binder, Augsburg: Abb. 25

Oberpostdirektion München: Abb. 29





# LANDSBERG

Spöckingen

Reichau

Otterung

Schwöfflingen

Reichach

Talhof

Poppenzen

Herrings

Fürzen

Paulsingen

Unterdorf

Wickelstein

Stoffen

Langfeld

Hopplöten

Mommungen

Hagenhausen

Hung

Schlegel

Wolfgang

Dieken

Siedel

Karlshaus

Stall

Wärmung

Pfingsten

Stettin

Hörsing

Vandenberg

Bühlmann

Groschhausen

Stechlingen

Tal

Wieder





AMBERG

LACU

AMMER

SEE





Kein Geschlecht nur frommer Denkungsart, wie die Geschichte vom Mittelalter es gerne haben möchte. Heilige und Sünder!

Daß es ein Frommer war — jedenfalls gab die Nachwelt Herzog Albrecht III., der das Kloster gründete, diesen Beinamen —, das fügt sich wieder besser ins Bild von der bayerischen Frömmigkeit.

Andechs, ein Kloster wie viele in Bayern, und ein recht junges dazu, gemessen an den Jahrhunderten manch anderer Benediktinerklöster. Und trotzdem nicht irgendein Kloster! Auf Wallfahrt hin ausgerichtet von Anfang an, begründet und gefordert von der Frömmigkeit des Volkes. Ein Wallfahrtskloster, wie man es sich wünschen kann. Aber wiederum nicht irgendeine Wallfahrt in Bayern, sondern *die* bayerische Wallfahrt, wenn es das gibt.

Ein Stück von dieser Originalität hat dieses Buch: Ehrfurcht, wo man sie nicht erwartet; Frömmigkeit, wo sie zu finden war; Geschichtsbewußtsein, wo es erträglich scheint; ein Lächeln, wo es sich anbietet. Ein recht benediktinisches Buch und bayerisch genug.

